

3. Jahrgang. • Heft 11. • Februar 1905.

Oberschlesien

• • Zeitschrift zur Pflege • •
der Kenntnis und Vertretung
der Interessen Oberschlesiens.

Herausgegeben von

Dr. phil. Zivier.



Verlag von Gebrüder Böhm, Kattowitz O.-S.

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Neißes früherer Weinhandel. Von Gymnasialoberlehrer Ruffert in Neisse	713
Die Weichsel und ihre oberschlesischen Nebenflüsse. Von Mag Krause, Pleß	720
Oberschlesisches Volkstum in der Literatur. Von Wilhelm Kammer, Breslau	737
Vor hundert Jahren. Von Carl Klings, Schöneberg bei Berlin.	746
<hr/>	
Im Tal der Jugend. Erzählung von Marie Klerlein	753
<hr/>	
Umschau. Oberschlesien im Januar 1905	769
<hr/>	
Chronik	782

Nachdruck und Übersetzung sämtlicher Artikel verboten!

Oberschlesien

Zeitschrift zur Pflege der Kenntnis und
Vertretung der Interessen Oberschlesiens.

Herausgegeben von Dr. phil. E. Zivier.

Die Zeitschrift „Oberschlesien“ erscheint
monatlich einmal.
Abonnementspreis vierteljährlich Mark 3,—.
Einzelne Hefte Mark 1,25.



Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und
Postanstalten, sowie die Verlagsbuchhandlung
von Gebrüder Böhm, Kattowitz O.-S.,
entgegen.

Neisses früherer Weinhandel.

Von

Gymnasialoberlehrer Ruffert in Neisse.

Es ist vielleicht nicht allgemein bekannt, daß in früherer Zeit sich in der Nähe der Stadt Neisse Weinberge befanden. So sagt z. B. der Neisser Pfarrer Pedewitz in seiner „Kirchengeschichte“ bei Besprechung der Tätigkeit des im Jahre 1570 verstorbenen Pfarrers Sylvester Hauck: „Der Pfarrer besaß damals Äcker von einer Hufe am Fuße des Berges, wo jetzt der bischöfliche Weinberg liegt.“¹⁾ Im Jahre 1582 kauft Bischof Martin Gerstmann einen Weinberg vor dem Berliner Tore für 10000 Taler,²⁾ und aus dem Jahre 1680 berichtet der eben genannte Pedewitz von einem Weinberge in der Nähe der Jerusalemer Kirche.³⁾ Ja, noch im Jahre 1828 waren „die Weintrauben

¹⁾ „Habuit tunc parochus agros unius mansi sub monte ubi nunc est vinea Episcopalis.“ Historia Ecclesiastica von Pedewitz (für den Druck herausgegeben von Ruffert). Neisse 1905. S. 70.

²⁾ Jungniß, Martin Gerstmann. Breslau 1898. S. 454.

³⁾ Pedewitz. Acta ecclesiae parochialis S. Jacobi Nissae. (Script. rer. Niss. XIII p. 94.)

im Weinberge des Obersten v. Kleist in Rochus zu verpachten.¹⁾ Auf der Ansicht von Neisse etwa aus dem Jahre 1738,²⁾ sowie auf der der Minsberg'schen Chronik beigegebenen Ansicht von Neisse vom Jahre 1736 sind im Vordergrunde Weinstöcke sichtbar; auch die Homann'sche Karte des Neisse-Grottkauischen Fürstentums von 1742 zeigt Weinembleme. Ein Faß, von dem gezapft wird, findet sich auf einer Karte von J. W. Wielandt von 1736 abgebildet.

Von wesentlich größerer Bedeutung war indes für Neisse der Handel mit Wein, namentlich mit ungarischen, österreichischen, mährischen, ja sogar italienischen und Rheinweinen. Den Höhepunkt erreichte dieser Handel am 21. Januar, dem weit und breit berühmten Agnetenmarkt, so genannt nach dem auf diesen Tag fallenden Feste der hl. Agnes, der Patronin der Pfarrkirche und der Stadt. An diesem Tage entwickelte sich in Neisse ein ungemein reges Leben; von weit her brachte man fremde Weine in großen Mengen zum Verkauf.³⁾ Neisse war gewissermaßen die Niederlage, der Stapelplatz für diese Weine, die dann weiter nach Niederschlesien, Polen, ja auch über Schlesien hinaus nach den westlichen Ländern exportiert wurden. Es ist kein Wunder, daß die damaligen Weinhändler Neisses zu den wohlhabendsten und reichsten Bürgern zählten. Die noch jetzt vorhandenen Keller am Buttermarkt sollen von jenem schwunghaften Weinhandel herrühren.

Eingeschlichene Mißbräuche veranlaßten im Jahre 1552 den Landesherren Bischof Balthasar von Promnitz, eine „Weinordnung“⁴⁾ zu erlassen, die dann 24 Jahre später, um den guten Ruf der Stadt Neisse zu erhalten, vom Bischof Martin Gerstmann im Jahre 1576 erneuert und in vielen Punkten erweitert wurde.⁵⁾

Nach dieser Weinordnung hatte jeder Bürger oder Handwerker, der ein eigenes Haus hatte, das Recht, von Michaelis (29. September) bis Martini (11. November) Most zu schenken und „mit dem Zeiger“ zu verkaufen. Wer aber das ganze Jahr hindurch Wein auszuschenken beabsichtigte, hatte dies beim Räte der Stadt anzumelden und sich außer mit Landwein

¹⁾ Neisser Wochenblatt, 1828. August. Für diese Kleist'sche Besitzung in Rochus (die jetzigen „Schießstände“ hinter dem Rochusbade), die gewissermaßen ein Gegenstück zu der nach dem Major v. Selle genannten „Sellerie“ bildete, hatte ein Witzbold die Bezeichnung „Kleisterei“ vorgeschlagen, ohne damit natürlich ernstern Anklang zu finden.

²⁾ Reproduziert als Ansichtskarte im Verlage der Graveur'schen Buchhandlung in Neisse.

³⁾ S. die gegen Ende des Aufsatzes angeführten Werke.

⁴⁾ Weinordnung von 1552 in den Neisser Landbüchern fol. 720 ff.; Abschrift in Script. rer. Niss. K. 55.

⁵⁾ Weinordnung von 1576; ebend. fol. 254 ff. Abschrift ebenfalls in Script. rer. Niss. K. 55; eine ungenaue Abschrift enthält Minsberg's Chronik von Neisse. 1834. Anhang S. 88.

in beliebiger Menge, jedenfalls mit einem Fuder¹⁾ guten ungarischen Weines zu versehen, damit „Land und Stadt mit guten Weinen treulich versorgt“ würde. Die Konzession erstreckte sich aber zunächst immer nur auf acht Tage, und zwar von einem Donnerstage bis zum andern. Von alters her war es üblich, daß vom Räte der Stadt vier „Siegler“ oder Weinbeschauer angestellt und vereidet waren, welchen die Pflicht oblag, die am Mittwoch vorher angemeldeten Weine in den Kellern anzustechen, zu probieren und darüber zu entscheiden, ob die Weine zum Auschenken geeignet wären. War dies der Fall, so mußten sie ein solches Faß siegeln und dafür sorgen, daß der Wirt oder sein Schenke in ihrer Gegenwart aus dem besichtigten Fasse ein halbes Quart²⁾ herausließ, daselbe noch an demselben Mittwoch dem Räte auf der Kanzlei oder in das Rathaus schickte und zugleich angab, wie teuer er den Wein zu schenken beabsichtigte.

Wenn die Weinbeschauer aber fanden, daß keiner der besichtigten Weine klar und „unverhalten“, also zum Auschanf ungeeignet war, dann durften sie kein Siegel aufdrücken.

Wie die angestellten „Siegler“ nicht mehr als ein Faß, dessen Inhalt natürlich verschieden groß war, siegeln durften, so war es auch keinem Wirte erlaubt, mehr als ihm für die Woche gesiegelt war, auszuschenken, auch nicht, wie dies wohl öfter vorkam, Weigen aus einem anderen Fasse zuzugießen, das „aufgetane“ Faß zu ersetzen“, oder durcheinander zu mischen. Die Übertreter verfielen in eine Strafe von vier Eimer³⁾ Weines, der zur Hälfte an den Bischof, zur Hälfte an den Rat der Stadt abzuliefern war.

Die Weinbeschauer waren verpflichtet, nach Kräften über die Befolgung dieser Vorschriften zu wachen und Übertreter unnachlässig zur Anzeige zu bringen.

Wenn aber jemandem in einem gesiegelten Fasse etwas übrig blieb, so hatte er dies den verordneten Weinbeschauern anzuzeigen und erhielt die Erlaubnis, auf weitere acht Tage auszuschenken, oder die Weige in ein Fäßchen abzugiehen.

Der Rat hatte auch dafür zu sorgen, daß minderwertige Weine nicht zu hoch taxiert und zu teuer ausgeschenkt wurden.

Wenn es einmal vorkam, daß in einer Woche ausschließlich geringe Weine zum Auschanf gelangten, so hatte der Bischof und der Rat der Stadt das Recht, einen andern der Weinschenken zu bestimmen, der guten Wein nach vorangegangener Prüfung „auftat“; ohne diese besondere Er-

¹⁾ 1 Fuder = etwas über 8 hl.

²⁾ 1 Quart = ca. 1 l.

³⁾ 1 Eimer = etwas über $\frac{1}{2}$ hl.

laubnis durfte auch in einem solchen Notfalle keiner irgendwelchen Wein aus dem Hause „ohne den Zeiger“ verkaufen, sei es ungarischer, österreichischer oder mährischer Wein, auch nicht Wermut, Salvin, Kalmus oder andere gewürzte Weine¹⁾, wenn er nicht am Mittwoch zuvor angemeldet oder gesiegelt war. Übertretungen wurden mit einer Geldbuße von 10 Talern geahndet, die zur Hälfte an den Bischof, zur Hälfte an den Rat der Stadt zu zahlen war.

Um aber der Möglichkeit vorzubeugen, daß der Rat durch Gunst, Liebe, Freundschaft oder Verwandtschaft in seiner Unparteilichkeit beeinflusst würde, war Fürsorge getroffen, daß der Name dem Rate unbekannt blieb, in der Weise, daß die in der Stadtkanzlei gesandten Weinkannen vom Stadtkanzler numeriert oder auch in alphabetischer Reihenfolge bezeichnet wurden und nach der Reihenfolge der Nummern oder Buchstaben mit Verschweigung der Namen dem Rate zum Kosten überreicht werden mußten, damit die Weine einzig und allein nach der Güte taxiert würden. Daher sollte keiner mit solchen Personen, die zu diesen Sachen gebraucht wurden, in heimliches Einvernehmen treten. Es sollte also jeder, der eine Taxierung von Weinen nach erfolgter Anmeldung begehrte, sich angelegen sein lassen, nur gute Weine zu führen, in Ermangelung dessen aber sich mit der erfolgten Taxierung zufrieden geben oder den Schank ganz einstellen. Diejenigen, welche sich an die vom Rate vorgenommene Preisfestsetzung nicht kehrten, sondern nach eigenem Gutdünken den Wein verkauften, gingen auf zwei Monate des Weinschanckrechtes verlustig und erhielten obendrein noch eine Strafe.

Damit auch andere zum Schank kommen konnten, durfte derjenige, der in derselben Woche auf den Donnerstag den Weinschank begonnen, wie bereits erwähnt, denselben nicht länger als acht Tage, also wiederum bis zum nächsten Donnerstag ausüben. Wer frischen Wein „mit dem Zeiger aufgetan“ oder mit dem Ausschanken eines großen Fasses nicht fertig geworden und dann mit besonderer Erlaubnis noch weitere acht Tage schenken durfte, mußte dann wieder so lange pausieren und „ohne diesen Wein zum feilen Kaufe oder ums Geld zu geben“ das Recht haben, es sei denn, daß der Bischof oder der Rat der Stadt in Ermangelung guten Weines noch einem anderen ausdrückliche Erlaubnis zum Ausschank erteilt hätte. Falls irgend einem der Wein vor dem Donnerstag ausging und sonst kein anderer zu haben war, und ein anderer vor dem Donnerstage Wein zu schenken bereit war, der mußte sich beim Bürgermeister melden

¹⁾ 1438 gab Bischof Konrad der Meißner Stadtapothek das Recht, mit Wein und Gewürzen zu handeln. (Minsberg, a. a. O., S. 50.)

und erhielt nach erfolgter Prüfung und Taxierung des Weines ausnahmsweise die Schankerlaubnis.

Jeder Wirt, mochte er auch selbst das Recht zum Schenken besitzen, mußte seinem Gaste auf Verlangen Wein, der anderswo in der Stadt zu haben war, holen lassen, und es war ihm streng untersagt, seinem Gaste den eigenen Wein aufzudrängen.

Da es dennoch vorkam, daß Wirte statt des angezeigten und gesiegelten Weines minderwertigen Wein ausschenkten oder ähnlichen Betrug verübten, so wurden von Zeit zu Zeit unvorhergesehene Revisionen vorgenommen, und zwar nicht nur von den angestellten, vereideten Weinbeschauern, sondern auch von anderen zu diesem Zweck eigens beauftragten Personen. Die gewissenlosen Wirte wurden dann nicht bloß mit Konfiszierung des ganzen Fasses bestraft, sondern es wurde ihnen auch die Konzession zum Weinschank für ein ganzes Jahr entzogen.

Auch kam es vor, daß Wirte „verhaltene und gezwungen gefottene süße Weine“, von den Fuhrleuten „Arznei“ genannt, fuderweise einfuhrten, und damit ihre „frischen, harten, starken, widerwärtigen ungarischen und Landweine“ vermengten, um dadurch den guten ungarischen Geschmack zu erzielen, auch öfters „allein im Quart“ mit einander vermischten, was nicht nur an und für sich ein Betrug war, sondern „durch dermaßen verhaltene und gefottene Würze“ zu vielen Krankheiten Anlaß gab. Um diesem Betrüge zu steuern, mußte jedes in die Stadt eingeführte Faß¹⁾ Wein, ehe es in den Keller gebracht werden durfte, zuvor von dem Schrotmeister oder seinem Gehülften besichtigt werden. Wenn nun unter den eingeführten Weinen ein Faß angetroffen wurde, das „oben beim Sponde mit Pech oder ander dergleichen Materien vergossen“ war, so durften, zumal solche abgefottene und verhaltene“ süße Würze bisher fuderweise eingeführt worden waren, solche Fässer unter keiner Bedingung, auch wenn sie für Muskateller oder andere süße, ausländische Weine ausgegeben wurden, abgeladen werden, sondern es mußte dem Bürgermeister und dem Räte angezeigt werden, der mit dem Weine wie mit einer gefälschten Ware verfahren sollte.

In den Weinstuben²⁾ durfte von den Wirten auch kein Frühstück oder Vesperbrod verabreicht werden, nur Käse- oder Salzbrod zu verabfolgen war gestattet; dagegen war es den Gästen gestattet, etwas mitzubringen oder zum Trunke holen zu lassen, wenn damit kein Unterschleif verbunden

¹⁾ 1 Faß = ca. 6 hl.

²⁾ Eine städtische „Weintaberne“ war in Weisse das Eckhaus Brüderstraße und Ring, das 1613 zu einer evangelischen Schule gemacht und 1624 den Kreuzherren überlassen wurde. Seit etwa 1712 ging es in Privatbesitz über; am 12. Juli 1756 kaufte es der „bürgerliche Pfefferkuchler Johann Jakob Mayer.

war. Die Wirte, welche gegen obige Verordnung verstießen, wurden mit 12 Talern und unter Umständen auch „am Leibe“ gestraft.

Unzweifelhaft hatte sich diese „Weinordnung“ gut bewährt, und noch im darauffolgenden Jahrhunderte rühmen verschiedene Schriftsteller und Geschichtsschreiber den Meißner Weinhandel.

So gibt in der Vorrede zu seiner im Jahre 1625 erschienenen „Schlesischen Chronica“ der schlesische Geschichtsschreiber Schickfus von den einzelnen Städten Schlesiens an, wodurch sie zu seiner Zeit berühmt waren; er sagt wörtlich: „Dabey denn dieses zumercken / daß der liebe Gott auß sonderbarer Schickung eine jedwede vornehmen Stadt in Schlesien mit etwas sonderm versehen / so in einer andern Stadt ferner nicht zu befinden. Also ist zur Eriegniß die vornembste Vestung / Zur Schweidnitz das größte Geschütz / Zum Briegk der größte Ochsenmarkt / Zu Schwiebüssen der Mührehnenfang / zu Beudten werden die meisten Stöhren in der Oder erreicht / . . . zu Breslaw ist der Schöps / . . . Zum Goldberg das Gersten-Bier / Zur Striegaw das Weiß-Bier / In der Meisse der Weinmarkt / Zu Crossen der Zuwachs am Wein / Umb Oppeln die weitschweiffigsten Wälder . . . / zum Guhrau der beste Kornmarkt / Zu Hirschberg das schönste Leinwand u. s. w. u. s. w.“ Im eigentlichen Text¹⁾ sagt derselbe Verfasser bei der Beschreibung von Meisse: „Wie nun die Justitz zu Hofe vnd auff dem Raht-hause ihren ordentlichen Gang hat / Also hat auch Handel und Wandel allhier guten Platz. Vnd ist die Meisse berühmt von einem großem Weinmarkt / welcher jährlich auff Agneten im Januario gehalten wird / Dahin auß Vngern / Österreich vnd Mähren viel tausend Eimer Wein gebracht / vnd an dem Orte . . . verhandelt werden.“ Der dreißigjährige Krieg mit seinen furchtbaren Begleiterscheinungen, vor allem aber mit seinem verheerenden Einfalle der Schweden (1642), die von den Meißnern außer 150 000 Reichsthalern und 60 faß Bier auch noch 160 Eimer Wein erpressen konnten, scheint dem Meißner Weinhandel auf die Dauer nicht geschadet zu haben.²⁾

Schon 1650 berichtet Merian in seiner „Topographia Bohemiae, Moraviae et Silesiae“³⁾, daß es in Meisse auf dem Agnetentag jährlich einen großen Weinmarkt gab.

39 Jahre später erzählt Lucae in „Schlesiens Curiose Denkwürdigkeiten“:⁴⁾ „Sonst macht die Stadt (Meisse) sehr berühmt beydes (= sowohl)

¹⁾ Schickfus. Schlesische Chronica. Buch I, S. 96.

²⁾ „Brevis relatio der schwedischen Belagerung von der Stadt Meisse“ in der „Sammlung derjenigen Nachrichten, welche im Jahre 1807 im Rasturmknopfe gefunden worden sind“. Meisse 1810. S. 23.

³⁾ Topographia Bohemiae, Moraviae et Silesiae von Merian. S. 164.

⁴⁾ Lucae, Schlesiens Curiose Denkwürdigkeiten. 1689. S. 780.

der große Frucht- als Weinhandel. Der Weinhandel wird des Jahres einmal im Januario abgehalten, da man in unbeschreiblicher Abundanz die Weine aus Ungarn und Österreich hier niederleget und darnach weiterführt.“

Auch Henelius sagt in seiner „Silesiographia renovata“ (1704):¹⁾ „Außer den Wochenmärkten hält es (Neiße) drei gewöhnliche Jahrmärkte ab, zu denen viel Volk herbeiströmt, namentlich an dem feste der hl. Agnes, der Patronin der Stadt, wo ein Weinmarkt stattfindet, der in der ganzen Gegend berühmt ist.“

Und in der „Schlesischen Kern-Chronik“, zu Nürnberg 1710 gedruckt, heißt es:²⁾ „Die Bürger (Neißes) handeln stark mit ungarischen Weinen und ist absonderlich am St. Agnestag daselbst ein großer Weinmarkt, auf welchen die meisten Weinschenken in Schlessien sich versorgen.“

Auch noch kurze Zeit vor der Einnahme Neißes durch die Preußen (1741) wird von Carlyle berichtet:³⁾ „Neiße . . . treibt . . . einen starken Handel namentlich mit Wein. Alljährlich am St. Agnestag, 21. Januar, außer wenn er auf einen Sonntag fällt, wird hier ein Weinmarkt gehalten. Ungarwein von jeder Qualität, von Tokayer an abwärts, wird von hier aus nach Deutschland und den westlichen Ländern verschickt. Während du deinen Tokayer schlürfst, wisse, daß er über Neiße kommt. St. Agnestag fällt heuer unbequem⁴⁾ und mich dünkt, der Markt wird, wie sie sagen, ausbleiben.“

Als dann Schlessien preußisch wurde und zur Zeit Friedrich des Großen viele Wollwaren nach Österreich und namentlich nach Ungarn eingeführt wurden, glaubte Maria Theresia, daß diese Waren ebenso gut in Österreich hergestellt werden könnten und erschwerte deshalb die Einfuhr der schlesischen Wollwaren. Friedrich der Große rächte sich dafür dadurch, daß er auf die eingeführten Ungarweine eine so hohe Steuer legte, daß der Import dadurch völlig lahm gelegt wurde. Damit aber war zugleich dem blühenden Neißer Weinhandel der Todesstoß versetzt und eine andere Stadt trat die Erbschaft an: Stettin, dem die Oder jetzt die Weine zuführte und das dadurch mächtig emporblühte.⁵⁾

¹⁾ „Praeter mercatus hebdomadarios tres annuatim nundinas ordinarias celebrat, ad quas magnus populi concursus, Divae Agnetis praesertim Civium Patronae festo, quo forum vinarium habet tota regione celeberrimum.“ Henelius, Silesiographia renovata. 1704. Bd. I, S. 359.

²⁾ S. 29.

³⁾ Carlyle, Geschichte Friedrichs des Großen. Bd. III, S. 190.

⁴⁾ 12 Tage vor dem Agnetenmarkt, am 9. Januar 1741, ließen sich die ersten Preußen vor Neiße blicken.

⁵⁾ Hoffmann, Geschichte von Schlessien, Schweidnitz 1829, Bd. IV, S. 164.

Werner, ein Meißner Kind, spricht von dem Meißner Weinmarkte in seiner umfangreichen „Topographia“, die er um 1765 schrieb, wie von einer Jugenderinnerung: ¹⁾ „Die Bürger handeln stark mit hungarischen Weinen, wie denn in meinen Schuljahren daselbst an dem Agnetenmarkt eine große Zufuhr davon war.“

Im Jahre 1784 gehört der einst so berühmte Meißner Weinhandel bereits der Vergangenheit an. In dem genannten Jahre schreibt Zimmermann in seinen Beiträgen zur Beschreibung von Schlesien: ²⁾ „Der Handel mit ungarischen Weinen war ehemals sehr ansehnlich, er hat dergestalt abgenommen, daß auswärts wenig mehr versendet wird.“

Die Weichsel und ihre oberschlesischen Nebenflüsse.

Von

Max Krause, Plesz.

II.



ußer den drei österreichischen Städten Ustron, Skotschau und Schwarzwasser liegen im Überschwemmungsgebiet der Weichsel nur noch Dörfer, von denen in Österreich, von oben angefangen, die folgenden zu erwähnen sind.

Das große über 7 km lange Dorf Weichsel oberhalb Ustron mit 4685 Einwohnern, und auch bekannt als Lustkurort, wo schon zahlreiche Villen reicher Städter entstanden sind, die in dem schönen Weichseltal den Sommer zubringen. Unterhalb Ustron folgt das Dorf Hermanitz, dann Merodzim, Harbutowitz, und unterhalb Skotschau, Kitzschitz, wo das unterste letzte Wehr in der Kleinen Weichsel deren Wasser zum Mühlenbetriebe und zur Speisung der zahlreichen Teiche nutzbar macht. Unterhalb treffen wir die Dörfer Klein- und Groß-Ochab, Drahomischl, Zablaz und unterhalb Schwarzwasser das 7½ km lange Dorf Ober-, Mittel- und Nieder-Zarjitsch mit der Kolonie Golisch, dann Zabrzeg mit der Kolonie Podejast, Dzieditz, dem bekannten bedeutenden Knotenpunkt der Kaiser Ferdinand-Nordbahnstrecken Wien—Kraukau, Dzieditz—Bielitz-Biala—Saybusch und der Endstation der preußischen Bahn Kattowitz—Dzieditz. Dzieditz ist aber nicht nur

¹⁾ Werner, Topographia seu Silesia in Compendio, ein auf der Breslauer Stadtbibliothek aufbewahrtes handschriftliches Werk. Bd. I, S. 362.

²⁾ Bd. III, S. 289.

bekannt als wichtiger Bahnhof, sondern auch noch dadurch besonders bemerkenswert, daß eine aufblühende Industrie (Zinkwalzwerk und Petroleum-Raffinerieen) sich hier immer mehr ansiedelt und bereits ein Kohlenbergwerk entstanden ist, das in nicht mehr ferner Zukunft das hier bedeutende österreichische Absatzgebiet den nahen oberschlesischen Kohlengruben streitig machen wird. Das Dorf Dzieditz bietet z. B. von dem umliegenden Höhenterrain aus mit seinem großen Bahnhof, den schon recht zahlreichen Schloten der Industrie und dem Meer von elektrischen und anderen bunten Lichtern, mit dem schönen Gebirgspanorama im südlichen Hintergrunde abends einen reizvollen Anblick.

Flußabwärts folgen dann Renardowitz und Zebracz-Czechowitz als letzte Kolonien an der österreichisch-schlesischen Grenzstraße und an der linksseitigen Mündung des die beiden Kronländer Österreichs, Schlessien und Galizien, trennenden Gebirgsflusses Biala oder auch Bialka genannt.

In Galizien folgt zunächst das erste Dorf Groß-Kaniow, wo der die Karpfenzucht in großartigem Maßstab betreibende, weitbekannte erzherzogliche Gutspächter A. Gasch, wohnt. Dann folgt das Dorf Klein-Kaniow mit den Kolonien Bestwinski und Dankowski-Kaniow und Jawischowitz, der ersten Bahnstation nach Dzieditz der Wien—Kraukauer Bahnstraße. Weiter flußabwärts treffen wir die Kolonien Seience, Chowaniec, die Dörfer Harmenze, Plawy, die Kolonien Mydlarz, Gemboisch, Karfoski, das Dorf Babice an der alten Heerstraße Berlin—Kraukau und endlich das Dorf Brzozskowice im Winkel der Weichsel- und Sola-Mündung.

Auf preußischer Seite liegen folgende Orte zum Teil und auch ganz im Überschwemmungsgebiet der Weichsel. Nächst unterhalb der Landesgrenze bei Schwarzwasser liegen die großen, je 3 km langen Dörfer Deutsch-Weichsel, Groß-Weichsel und Konkau mit 741, 1219 und 1620 Einwohnern. Dann folgt Ober- und Nieder-Goczalkowitz mit den Kolonien Bor I und Bor II, zusammen 1322 Einwohner, Bahnstation der Eisenbahn Kattowitz—Dzieditz und an der Straße Pleß—Bielitz. Es ist ein weitbekanntes und gutbesuchtes heilkräftiges Soolbad, in dem schon viele schwerkranke Menschen dauernde Gesundheit wiedergefunden haben. Ein großes Kurhaus, ein Kriegerheim, ein Bergmannsheim der oberschlesischen Knappschaft und namentlich ein Kinderkurhaus „Bethesda“, in dem jährlich 400 Kinder von Skrophulose u. Heilung und Besserung finden, geben dem Bade den Charakter eines wirklichen Kurortes für Kranke, obgleich der nur Erholung suchende Tourist, der größere Ansprüche an landschaftliche Schönheit und vergnügliche Abwechslung stellt, für kurze Zeit auch auf seine Rechnung kommt, wie der große Durchgangsverkehr beweist. Im Sommer ist Bad Goczalkowitz mit seiner zwar nicht großartigen, aber anerkannt guten Musikkapelle, den

hübschen Parkanlagen und Spaziergängen an der Weichsel das Ziel zahlreicher Ausflügler von Dzieditz, Bielitz-Biala, Pleß und dem Hüttenbezirk Oberschlesiens. An schönen Sonn- und feiertagen können die Extrazüge die Scharen nicht fassen, die einen Nachmittag im freien in Goczalkowitz zubringen, einen Spaziergang an der Weichsel und an den imposanten fürstlich Pleß'schen Fischteichen machen wollen. Hier liegen dicht hintereinander die je 100 ha großen Teiche Zabrzeg, Maciek und Kontok, die mit ihren von grünen Schilf-Inseln unterbrochenen Wasserflächen, belebt von zahllosen Lachmöven, Stock- und Krickenten, Königstauchern und Wasserhühnern u., ein überaus reizvolles Landschaftsbild abgeben.

Die Karpfenzucht der Herrschaft Pleß ist nicht unbedeutend und erwähnenswert. Sie umfaßt in den Niederungen des Weichselgebiets und ihrer Nebenflüsse ca. 1500 ha Karpfenteiche mit reichlichen Winterungs- und Brutteichanlagen.

Unterhalb Goczalkowitz an der Weichsel entlang folgen die Dörfer Rudoltowitz (624 Einwohner), Grzawa (395 Einwohner), Guhrau (475 Einwohner), Gillowitz (293 Einwohner), Wohlau (757 Einwohner), Jedlin (872 Einwohner), Kopain-Biassowitz (715 Einwohner), Neuberun (999 Einwohner), Zabrzeg (68 Einwohner), an der alten Heerstraße Breslau—Krakau, und Czarnuchowitz (139 Einwohner) an der rechten Seite der Przemsza-Mündung. Alle diese Orte liegen nicht nur mit Feld und Wiesen, sondern auch zum Teil mit Gebäuden im Überflutungsgebiet der Weichsel und haben durch die stetig zunehmende Höhe und Zahl der Überflutungen schwer zu leiden. Diese häufige Wassernot, die für intensive Landwirtschaft ungünstigen Boden- und klimatischen Verhältnisse dieser Gegend, welche meist schädigend auf die Erträge der Landwirtschaft einwirken, eine gewisse im Volkscharakter liegende Unwirtschaftlichkeit und Trägheit, ferner die Neigung eines Teiles der Bevölkerung zum Schmuggel und zur Trunksucht haben eine bedauerliche Armut und Unkultur zur Folge, die durch mangelhafte Kenntnis der deutschen Sprache und dadurch bedingte Unbeholfenheit im wirtschaftlichen Leben noch verschärft wird. Selbstverständlich sind auch rühmliche Ausnahmen in erfreulich zunehmender Zahl anzutreffen und man darf hoffen, daß auch hier bald die Durchdringung deutscher Kultur reiche Früchte tragen wird. Neben dem energisch mit größten Mitteln durchzuführenden deutschen Schulunterricht ist eines der vornehmsten Mittel zur Hebung der Kultur dieses Landstriches die Melioration des Bodens, das Hochbringen der Viehzucht, die hier ganz besonders am Platze ist. Hierzu gehört eine gesunde Wasserwirtschaft, die möglichste Beherrschung und Ausnutzung des Wassers der Weichsel und ihrer Nebenflüsse. Denn bei der eigenartigen Verteilung der Niederschläge, bei dem überaus undurchlässigen Boden,

finden sie zu raschen Abfluß; wir haben hier schnell steigende große Hochwässer und sehr geringe Niedrigwasserstände. Der Boden hält wenig Wasser zurück, und wenn es in trockenen Zeiten gebraucht wird, reicht der geringe Zufluß nicht aus. Die verhältnismäßig wenigen Quellen sind mit geringen Ausnahmen nicht ergiebig. Die diluvialen wasserführenden Kies- und Sandablagerungen sind nur in geringer Ausdehnung und Mächtigkeit vorhanden, da der undurchlässige Löss überwiegt. Unter dem Diluvium lagert aber in einer Tiefenmächtigkeit von mehreren hundert Metern der tertiäre Tegel, eine blaugraue, tonige, ebenfalls undurchlässige Schicht. Die Niederschläge finden daher nur eine größere Zurückhaltung im zerklüfteten Gestein der oberen Gebirgsschichten des Quellgebietes der Weichsel, im hochliegenden Kohlsandsteingebirge des obererschlesischen Industriebezirkes, sowie in der Lendziner Kalksteinformation, die bei ihrer geringen Ausdehnung aber nicht ausschlaggebend wirken. Von größerer Wirkung für die Zurückhaltung des Wassers sind aber die ausgedehnten Wälder der Magnaten und des Fiskus in Oberschlesien und die beiden in noch lange nicht genügendem Umfang ausgeführten, gerade hier besonders nützlichen Drainagen und Wiesenmeliorationen. Diejenigen haben zweifellos Unrecht und wirken auf die Fortschritte der Landeskultur störend und verwirrend, welche immer noch behaupten, daß diese Meliorationen einen das Hochwasser vermehrenden oder vergrößernden Einfluß haben. Das Gegenteil ist glücklicherweise der Fall und ist durch sorgfältige Untersuchungen von dem Allerhöchst zu diesen Zwecken eingesetzten Wasserausschuß festgestellt worden.

Der bis in ca. 1 m Tiefe entwässerte Acker- oder Wiesenboden wird wie ein Schwamm porös und auffaugungsfähig gemacht; er wirkt wie ein Filter, durch den die auffallenden Niederschläge langsam nach den Drains oder Gräben absickern, wo sie viel später zum Abfluß gelangen als von denjenigen Flächen, die einen hohen Grundwasserstand haben, nicht entwässert, sondern vollgeseogen sind, nichts mehr aufnehmen können und daher die Niederschläge oberirdisch rasch abgeben müssen. Es ist klar, daß ein Sumpf mit einer bis zur Oberfläche reichenden Grundwasserstandshöhe, mit nur geringem Pflanzenbestand weniger Wasser aufnehmen und zurückhalten kann, als eine Kulturfläche mit gesenktem Grundwasserstand, porösem Boden und üppigem Pflanzenwuchs. Auch die vielseitig ausgesprochene Behauptung, daß Sümpfe und Moore Wasser auffaugen und von selbst langsam abgeben, ist ein Irrtum. Das vollgeseogene unentwässerte Moor gibt von selbst nichts ab. Nur durch gewaltsame Entwässerung und Kultur nimmt das Moor die erstrebten Eigenschaften an. Streuen wir z. B. nassen Torf in den Stall, so wird er nichts auffaugen, nur der getrocknete Torf saugt die Feuchtigkeit auf.

In diesem Weichselgebiet Oberschlesiens ist daher noch ein großes Feld der Meliorationstätigkeit vorhanden und ihre energische baldige Durchführung ist eine zweifellos in jeder Hinsicht dankbare Aufgabe für den Staat und Volkswirt.

Ein erfreulicher Anfang mit Regulierungsarbeiten ist in Preußen sowohl als auch in Österreich seit ca. zwei Jahrzehnten an den Nebenflüssen der Weichsel gemacht worden. Mit der kurzen Beschreibung der wichtigsten dieser Nebenflüsse der Kleinen Weichsel soll der an ihnen stattgefundenen Meliorationsarbeit gedacht werden.

Beginnen wir im Gebirge, so finden wir, daß diese Nebenflüsse meist ein bedeutendes Gefälle (15 bis 100 m auf 1000 m Länge) und teilweise recht starke Erosion aufweisen.

Die Schwarze Weichsel, der eigentliche Hauptquellfluß, ist von der Einmündung der Weißen Weichsel ab aufwärts durch die gutbefestigte Straße, die nach dem erzherzoglichen Jagdschloß Barania-Przyslop führt, und eine stark bewaldete Lehne auf der einen Seite in einen geregelten Lauf gezwängt, so daß sie größere wilde Ausdehnung nicht annehmen kann. Die Weiße Weichsel zeigt dagegen ein wilderes Bett und nur streckenweise ist sie von einer befestigten Straße begleitet. Meist nagt sie bald rechts, bald links an den hier vielfach auf 20—30 m schroff aufsteigenden schieferartigen Gestein zeigenden Gebirgswänden, und hat in ihrem unteren Lauf ihr eigenes Tal sowohl als auch das der Schwarzen Weichsel an der Mündung in diese stark verschottert.

Die demnächst auch rechts in der Nähe des Wirtshauses „zum Rackelhahn“ in die Kleine Weichsel einmündende Malinka entspringt mit drei größeren Quellbächen in ca. 900 m Meereshöhe am Westabhang der 1150 m hohen Malinowskafala und führt ebenfalls erhebliche Schottermassen der Weichsel zu, da sie im Lauf, im Gefälle und in der Gebirgsformation der Weißen Weichsel ähnelt.

Der nächstfolgende bedeutendere Nebenfluß der Kleinen Weichsel ist der linksseitig am Oberdorf Weichsel mündende Kopidlobach, der in ca. 800 m Höhe am Nordabhang des 829 m hohen Glembiec entspringt. Der Glembiec ist die größte Höhe des schmalen Gebirgsrückens des Beskidek, der das Olśa-quellgebiet vom Weichselquellgebiet trennt. Über den Glembiec führt die Hauptstraße von Weichsel nach Istebna, und oben auf der höchsten Spitze steht an dem Straßenknie ein überaus freundlich gebautes erzherzogliches Hegerhaus mit den zugehörigen Wirtschaftsgebäuden und umgeben von mehreren Behausungen der Holzschläger. Letztere sind echte Korallenwohnungen in Schrottholzkonstruktion, ohne Zimmerdecke und Schornstein. Der ganze Innenraum bis an das Dachgespärk schimmert in

schwarzem Aufglanz. Aber recht freundliche, gute Menschen wohnen hier oben in der Einsamkeit, und der Verfasser hat es selbst auf einer Studienreise erfahren, wie wohltuend es ist, hier oben gastliche Aufnahme und sichere Führung zu finden, wenn der Nebel so dick ist, daß man auf zehn Schritt nichts mehr zu erkennen vermag, wenn also jede Orientierung trotz der besten Karte aufhört. Der Kopidlobach hatte früher sein eigenes Bett in der unteren Strecke und das der Weichsel in hohem Grade verschottert, ist aber nun zum Teil durch Schalenpflasterung, teils durch hölzerne und massive kleine Sparren, teils durch Sohlschwellen und Weidenbefestigung gegen weitere Erosion gesichert worden. Nach der Einmündung einiger kleinerer unbedeutenderer Bäche in die Weichsel treffen wir rechtsseitig den Polanskibach, dessen Quellen 4—5 km oberhalb der Mündung in den Nord- und Nordwestabhängen des 790 m hohen Kamienny und der 809 m hohen Malinka liegen. Bei dem 400 m (also fast 100 ‰) starken Gefälle dieses Baches war auch hier der Ausbruch der Steinmassen und die Verschotterung so stark, daß eine Befestigung des Baches durch Gefällbrecher und Sohlschwellen aus Holz und Faschinen stattfinden mußte. Trotzdem sieht man hier in dem schieferartigen Gestein nach stärkerem Hochwasser noch bedeutende Auskolkungen, deren Schotter dem Weichseltal zugeführt wird.

Nachdem wieder mehrere kleinere Bäche mit ähnlichem Charakter, die wegen ihrer starken Schotterbildung auch schon ausgebaut sind, in die Weichsel münden, ist als bedeutenderer Bach auf der linken Seite der Kleinen Weichsel der Poniwieć zu erwähnen, der oberhalb Ustron mündet, an den Nordostabhängen der großen und kleinen Czantory in 800—900 m Höhe entspringt, ebenfalls viel Geröll führte und nun zum Teil durch Verbaue befestigt ist.

Der nächst größere Nebenfluß der Kleinen Weichsel ist die rechts kurz oberhalb Skotschau mündende Brenniķa, die ein 91 qkm großes Niederschlagsgebiet mit den beiden Quellbächen Łesniķa und Polczany entwässert. Letzterer nimmt noch den Holczinabach auf. Die höchste Erhebung des Einzugsgebietes der Brenniķa ist der 965 m hohe Kotarz, dessen Rücken die Wasserscheide mit dem Salmopoler Tal und dem zur Sola fließenden Żylcabach bildet. Auf 19,6 km Lauflänge hat die Brenniķa 590 m Gefälle und bringt bei den sehr häufigen und heftigen Regengüssen in diesem Teil des Gebirges mehr als 1,7 cbm Hochwasser in der Sekunde vom qkm. Sie gehört daher zu den auch hinsichtlich ihrer starken Geröllführung gefährlichen Gebirgsbächen und macht viel Schaden im angrenzenden Gelände.

Die dicht an der Stadt Skotschau von links in die Weichsel mündende Bloznica oder auch Blatnica mit dem Radonbach ist stark verschottert, weil

sie mit ihrem unteren Teil schon im Hügellande mit schwachem Gefälle die kleinen Bäche mit zehnfach größerem Gefälle von der kleinen Czantory her aufnehmen muß.

Auf der linken Seite der Weichsel ist dann noch der Knaifabach zu erwähnen, der im Hügellande bei Ogrodzon am nördlichen Fuße des Helmberges westlich von Skotschau seinen Ursprung hat, in Verbindung mit dem aus der Weichsel abgeleiteten sogenannten Ochaber Mühlgraben zahlreiche Teiche zwischen Rogerhof und Knay speist und endlich ca. 1 km oberhalb Schwarzwasser in die Weichsel fällt. Sein letztes Stück ist bereits auf ca. 1 km Länge reguliert, da das von 74 qkm Niederschlagsgebiet stammende Hochwasser die Ufer der Mündungstrecke erheblich beschädigte. Aus dem Knaifabach ist bei dem Bonkauer Maierhof der Ochaber Mühlgraben, — der bis dahin mit der Knaifka vereinigt war, — wieder abgezweigt, dient zur Füllung von Teichen und mündet bei Schwarzwasser in den Pawlowitzer Bach, der schon aus Preußen stammt und dicht unterhalb Schwarzwasser auf ca. 180 m die Landesgrenze bildend, in die Weichsel fällt.

Um die Stadt Schwarzwasser vor Hochwassergefahren fernerhin zu schützen, besteht die Absicht, im Verein mit der geplanten und in Österreich oberhalb und bei Schwarzwasser in letzter Zeit schon ausgeführten Weichselregulierung auch die Knaifka und den Ochaber Mühlgraben mit dem Mündungsstück des Pawlowitzer Wassers zu regulieren. Die schon ausgeführten Regulierungsarbeiten an der Weichsel oberhalb Schwarzwasser umfaßten die Abschneidung einzelner scharfer Schlingen, Abflachung und Befestigung der übrigen stark verwilderten Böschungen und weiter oben bei Skotschau bis Ustron die Festlegung einer ca. 20—40 m breiten, 1 m tiefen Flutrinne im breiten Schotterbett, wo bisher das Wasser sich beliebig hin und her wälzte und wo es nun in schwachen Kurven mit großer Schnelligkeit abwärts strömt und der unteren bisher unregulierten Grenzstrecke die höchste Gefahr bringt.

Von den rechtsseitigen Nebenflüssen der Weichsel in Österreich unterhalb der Brennikamündung ist zunächst die Bajerka zu erwähnen. Sie ist ein langer Flachlandgraben mit nur schmalem Niederschlagsgebiet, zweigt sich vom Harbutowitzer Wehr oberhalb Skotschau aus der Weichsel ab und dient zur Speisung von Teichen und zum Betriebe von Mühlen bei Perstetz, Chyby, Jarzitzsch, Golisch, Nodest und Zabrzeg, wo sie kurz vor ihrer Mündung in die Weichsel noch eine Brettfsäge der fürstlich Sulkowski'schen Waldungen treibt.

Von größerer Bedeutung und sehr gefährlich ist die Blownica, die mit der Weichsel fast parallel in westöstlicher Richtung am Fuße des Hügellandes entlang fließt, zahlreiche Bäche vom Gebirge abfängt, von denen

das Heinzendorfer Wasser und der Lobnitzbach die bedeutendsten sind. Bei Dzieditz, kurz oberhalb der preussischen Eisenbahnbrücke, mündet die Młownica in die Weichsel. Von dem 207 qkm großen Niederschlagsgebiet der Młownica entfällt der größere Teil auf Gebirgsterrain mit sehr starkem Gefälle. Denn die Quellgebiete des Heinzendorfer- und des Lobnitzbaches liegen bis in 1000 m Höhe am regenreichen Nordabhang der Błatnia, des Stolow, der Kamitzer Platte, wo in 400 m Höhe der idyllische Luftkur- und Badeort Ernsdorf den Erholung suchenden Touristen sich zu gesundem Aufenthalt darbietet.

Auf dem fruchtbaren Alluvium der Hochebene, welche die genannten Gebirgsbäche in ihrem fast genau südnördlichen Laufe durchschneiden, wird erfolgreicher Ackerbau getrieben, und die großen wohlhabenden Orte Heinzendorf, Kurzwald, Kiegersdorf, Ernsdorf, Lobnitz, Alt-Bielitz, Ellgoth, Maßdorf und Tschowitz zeugen von dem Fleiß ihrer Bewohner. Sie haben es auch durchgesetzt, daß die genannten Bäche einschließlich der Młownica zum Teil reguliert wurden und die großen Hochwasserschäden nicht mehr in dem früheren Umfange auftreten; denn auch hier machten sich die schroffen Übergänge des starken Gebirgsgefälles in das schwächere Gefälle der Ebene durch Verschotterung der Bäche und Zerstörung der Ufer und des Geländes ganz besonders empfindlich, weil die Nutzung sehr wertvoller Äcker, Wiesen und Fischzuchtteiche geschädigt wurde.

Der nächste Nebenfluß der Kleinen Weichsel ist die Biala oder Bialka. Sie bildet die Grenze zwischen den beiden Kronländern Österreich-Schlesien und Galizien, entspringt dem östlichen Abhang des Klimczok in ca. 850 m Seehöhe, wo ihre Quelle in rauschender Fülle aus einem grottenartig ausgehauenen Gestein zunächst in ein kleines künstliches Bassin fällt und dann unter dem dicht vorüberführenden Touristensteg des Beskidenvereins polternd den steilen Hang hinunterstürzt. Diese Quelle ist ein sehr beliebter Ausflugsort im herrlichen Buchen- und Fichtenwald, denn 1 bis 2 km davon entfernt finden wir die Schutzhäuser des Beskidenvereins, südlich am Klimczok die Klementinenhütte, nördlich das Schutzhause Kamitzer Platte. Beide sind reizvoll gelegen, und man ist dort in jeder Hinsicht vorzüglich aufgehoben. Von diesen Schutzhäusern aus, und zwar von der Klementinenhütte, hat man wunderbar schöne Ausichten auf den nahen 1250 m hohen Skrzyczne über das Szyrker Tal, den großen Saybuscher Solatalkessel, die Barania, die Raica, beide über 1200 m hoch, den Pilsko (1557 m), die Babiagora (1725 m), und wenn die Luft einigermaßen klar ist, bietet sich über dem Sattel zwischen dem Pilsko und der Babiagora das unvergleichlich schöne Panorama der hohen Tatra mit ihren schroffen, bis über 2600 m hohen felsspitzen, die auch im Sommer noch mit Schnee gefüllte Falten aufweisen.

Von dem Schußhaus der Kamitzer Platte hat man nicht nur den Ausblick in das nahe reizende Bistratal der Bialka, sondern auch auf den gegenüber in Galizien liegenden 913 m hohen Josefsberg mit Schußhaus und die 933 m hohe Magorka, auf die Schwesterstädte Bielitz-Biala, das Weichseltal, Dzieditz und Plesz.

Nachdem die Bialka in östlicher Richtung das Bistratal durchflossen und den Kurort Bistray passiert hat, biegt sie plötzlich bei der Bahnstation Bistra-Wilkowice der Dzieditz-Bielitz-Saybuscher Bahn in nördliche Richtung um, die sie bis zur Mündung in die Weichsel beibehält. Die Bialka ist 32 km lang und hat ein Gesamtgefälle von 610 m, von dem ca. 450 m allein auf die westöstlich gerichtete Strecke des Oberlaufes oberhalb Bistray entfallen. Nachdem die Bialka noch rechts den Wilkowicer und den Straconkaer Bach, links den Ohlscher und den Kamitzer Bach aufgenommen, tritt sie ansehnlich verstärkt in das Gebiet der Schwesterstädte Bielitz-Biala ein, die sie von einander scheidet. Bielitz hat 16597 und Biala 8257 Einwohner. Beide Städte sind Sitze von Bezirkshauptmannschaften und bekannt als industriereiche, handels- und gewerbfleißige Orte mit lebhaftem Verkehr und als Ausgangspunkt des aus Oberschlesien kommenden bedeutenden Touristenverkehrs nach dem in Eintagestouren leicht zu erreichenden, vom Beskidenverein durch markierte Wege aufgeschlossenen Beskidenteil der Klimczok- und Josefsberg-Gruppe. Im Sommer vom 1. Mai bis 1. Oktober verkehrt jeden Sonn- und feiertag ein Sonderzug aus dem Industriebezirk Oberschlesiens bis Saybusch, wo er 8½ Uhr früh eintrifft und von wo er abends gegen 7½ Uhr wieder zurückfährt. Seine starke Benutzung beweist seine Notwendigkeit und das große Bedürfnis der Oberschlesier nach dem Genuß der reinen gesunden Gebirgsluft.

Nachdem das Wasser der Bialka im Städtegebiet Bielitz-Biala schon durch Wehre aufgestaut und zum Industriebetriebe benutzt wird, finden sich weiter abwärts in Bakdorf-Komorowice, bei Czechowitz und Dzieditz noch mehrere Stauvorrichtungen, welche nicht nur zur Brechung des Gefälles und zur Zurückhaltung der Geschiebe, sondern auch zur Ableitung des Wassers nach den zahlreichen Fischteichen und Mühlenbetrieben dienen; denn von dem 139 qkm großen Niederschlagsgebiet strömt eine recht brauchbare Wassermenge zusammen, und bei Hochwasser entpuppt sich die Bialka als ein äußerst gefährlicher Gebirgsfluß mit allen einem solchen eigentümlichen Tücken. Die starke Ansiedelung sorgt zwar immer rasch für die Beseitigung kleinerer Uferschäden, aber oft sind diese so groß und umfangreich, daß öffentliche Mittel in Anspruch genommen werden müssen und auch schon größere Regulierungswerke zur Ausführung kommen mußten.

Von der Bialkamündung abwärts bis zur Sola nimmt die Weichsel auf österreichischer Seite nur einige kleinere Hügellandgräben auf, deren Wasser meist zur Speisung umfangreicher Karpfenteiche und zum Betriebe einiger Mühlen verwendet wird.

Von den Nebenflüssen der Kleinen Weichsel auf der linken preussischen Seite ist zunächst der Weichsel-Mühlgraben zu erwähnen. Er trieb früher einige Mühlen, als vor der Hochflut 1813 noch das Wehr in der Weichsel bei Deutsch-Weichsel sich befand. Jetzt dient er als Zuleiter zur Bewässerung von Teichen und Wiesen und als Sammelkanal des von den nördlichen Höhen dem Weichseltal zuströmenden Tagewassers. Von Schwarzwasser ab fließt er parallel mit der Weichsel an der Grenze des Weichseltales mit dem diluvialen Höhenplateau bei den Dörfern Deutsch-Weichsel, Groß-Weichsel, Konkau, Goczalkowitß-Bor vorüber und mündet unterhalb des Badeortes Goczalkowitß wieder in die Weichsel. Er begrenzt an der Nordseite ein 100—1200 m breites Wiesen- und Teichgebiet von rund 1000 ha, welches im Überflutungsgebiet der Weichsel liegt und nach den Notstandsjahren 1879—1881 unter anderem Gegenstand der besonderen staatlichen Fürsorge wurde mit dem Ziele, diese versumpfte Niederung einer höheren Kultur zuzuführen, um den verarmten Besitzern mehr Gras und bessere Viehwirtschaft zu schaffen.¹⁾

Die hierzu gebildete öffentliche Wassergenossenschaft zur Regulierung des oberen Weichsel-Mühlgrabentales (Statut vom 19. Oktober 1883) umfaßt rund 800 ha und sind ihre gemeinschaftlichen Anlagen zur Ent- und Bewässerung sowie zur Eindeichung auf Kosten des Staates für die zahlungsunfähigen Bauern und auf Kosten des Fürsten von Pless ausgeführt. Das Statut dieser Genossenschaft und insbesondere der früher befolgte Grundsatz der Staatsregierung, einen großen Teil der Melioration — den, der die Erträge bringen soll, nämlich den inneren Ausbau der Wiesen — der Selbsttätigkeit der Genossen zu überlassen, haben sich bis jetzt hier nicht bewährt. Es ist daher ein weiteres Eingreifen der Staatsregierung notwendig, um nicht die ganze Anlage wertlos werden zu lassen und um das anfangs gesteckte Ziel noch zu erreichen.

Der nächste bemerkenswerte Nebenfluß der Weichsel auf der linken preussischen Seite ist die Pszczynka. Sie ist 45 km lang, entspringt westlich von Borin und Timmendorf und der Kreisgrenze Pless-Kybnik im Hügellande dieses Kreises an der Wasserscheide der Ruda, die zur Oder fließt. Die Pszczynka wird von mehreren für die Wasserverhältnisse des westlichen

¹⁾ Siehe die Artikel Jahrgang 1902, Seite 91—98, Jahrgang 1902, Seite 221—231, Jahrgang 1903, Seite 317—322 dieser Zeitschrift.

und südlichen Teils des Kreises Pleß wichtigen Nebenbächen, z. B. dem Timmendorfer, Boriner und Oschiner Quellbach, die sich bei Kreuzdorf vereinigen, dann von dem Boreker, Krierer, Susselker, Standener und Stenzelhofser Graben, von der Dofawe und dem Korzyniek gespeist. Sie hat ein Niederschlagsgebiet von 362 qkm, ein Gesamtgefälle von N. N. + 270 bis 240 m = 40 m, das von 1,0 ‰ bis 0,5 ‰ bei der Mündung sich vermindert. Die Pszczynka führt wegen des quellenarmen Laufgebietes nur ein sehr geringes Niedrigwasser, das bis auf 2 l pro qkm und Sekunde herabsinkt. Nach den hier üblichen andauernden heftigen Regengüssen bringt sie ein Hochwasser bis zu 260 sl vom qkm. Sie hat ein höchstens 0,8 km breites Tal, fließt fast genau in westöstlicher Richtung durch die Orte Kreuzdorf, Warschowitz, Miserau, Krier, Brzezt, Groß-Weichsel, Poremba, Konkau, Pleß, Cwilkitz, Jankowitz, Mezerzitz und mündet zwischen Wohlau und Jedlin in die Weichsel. Das Pszczynkatal war noch vor ca. 150 Jahren fast eine einzige große Wasserfläche, und nur wenige uralte hohe Wegedämme mit Wehren trennten als Staustufen die einzelnen großen Teiche. Jetzt ist dieses Tal, besonders sein fürstlicher Besitzanteil oberhalb Pleß, in fruchtbare Wiesen verwandelt, die dem fürstlichen Gestüt das Heu liefern und nicht nur den anstoßenden großen Domänen eine bedeutende Viehhaltung ermöglichen, sondern auch den kleinen Besitzern das durch Bearbeitung des Grases auf Hapenanteil erworbene Futter für einen besseren Viehstand als früher sichern. Dem Vorgehen des fürstlichen Besitzers in der Kultur der Wiesen sind aber auch schon mehrere bäuerliche Wiesenbesitzer bei Miserau-Krier gefolgt und erzielen hier in dem überschliffenen vorzüglichen Moorboden recht erfreuliche Heuerträge. Dagegen ist es sehr beklagenswert, daß die umfangreichen Wiesen an der Pszczynka unterhalb Pleß, an der Dofawe und am Korzyniek, soweit sie rein bäuerlich sind oder im Gemenge mit fürstlichem Besitz liegen, bisher wegen mangelnder Einsicht der Bauern nicht kultiviert und diese Flußteile nicht reguliert werden konnten. Trotzdem die Bauern die Erfolge der Meliorationen auf den fürstlichen Flächen oberhalb Pleß und am oberen Korzyniek, die planmäßig ausgebaut und mit Stauanlagen zur Bewässerung versehen sind, als Beispiel vor Augen haben und oft darauf hingewiesen werden, war es trotz vielfacher Versuche auf Anregung einzelner verständiger Besitzer bisher nicht möglich, die erforderliche Meliorations-Genossenschaft zu stande zu bringen.

In Pleß ist die Pszczynka in dem großen, schönen Park teichartig erweitert und aufgestaut, so daß ihr Wasserspiegel nicht wenig zu dem reizvollen Landschaftsbild beiträgt, das den Pleßer Park zu einer viel besuchten Sehenswürdigkeit macht. Abgesehen von den einzelnen in ihrer abwechslungsreichen Zusammenstellung geradezu prachtvollen Baumgruppen sind

besonders zu erwähnen die schöne, von domartig gewölbten Baumkronen beschattete Hedwigsallee, der imposante Ahorn und die fast 600 Jahr alte Hedwigskirche. So bildet der fürstliche Park, dessen Freigabe in größtem Umfang Seiner Durchlaucht dem Fürsten von Pless nicht genug zu danken ist, eine hochgeschätzte Erholungsstätte für die Bewohner von Pless, die auch die im Pszczynskatale oberhalb auf ca. 12 km Länge sich fortsetzenden, parkartig angelegten Fasanereien zu ausgedehnten Spaziergängen größtenteils benutzen dürfen. Unterhalb Meseritz ist die Pszczynka noch einmal aufgestaut, um zwei Mühlen und den großen fürstlichen Karpfenzuchtteich „Wierznik“ bei Wohlau zu speisen. 1,5 km oberhalb der Mündung der Pszczynka in die Weichsel zweigt sich noch der Jedliner Mühlgraben, „Łęgowska“ genannt, linksseitig von der Pszczynka ab, um in Jedlin eine Mahlmühle und Brettsäge zu treiben. Das Dorf Jedlin war bis vor einigen Jahren nicht genügend eingedeicht und litt nicht allein durch direkte Überflutung aus der Weichsel, sondern meist durch Einbruch des Rückstauwassers der Pszczynka in die Łęgowska-Niederung. Die Herstellung einer hochwasserfreien Chaussee von Wohlau nach Jedlin und Kopain-Biaßowitz, sowie die Eindeichung der Łęgowska-Niederung gegen das Rückstauhochwasser der Pszczynka haben eine wesentliche Verbesserung der früheren Zustände zur Folge gehabt.

Der nächste bedeutendere Nebenfluß der Weichsel auf preussischer Seite ist die Gostine. Sie entspringt in den Łazisker Kalk- und Sandsteinhöhen, ist 35 km lang und hat ein Gesamtgefälle von N. N. + 260—228 = 32 m oder rund durchschnittlich 1,0 m auf 1000 m.

Mit ihren Nebenflüssen Tichauer Bach und Młeczna hat die Gostine 343 qkm Niederschlagsgebiet, aber weil dieses zum größten Teil aus Wald besteht, nicht so krasse Unterschiede in den Abflußverhältnissen wie die Pszczynka. Die Hochwässer erreichen hier nur 200 sl pro qkm und werden auch noch etwas gemildert durch den ca. 200 ha großen Paprożaner Teich, der von der Gostine durchströmt wird und, wenn er nicht schon zu hoch bespannt ist, doch etwas zurückhaltend auf die Flut einwirkt. Oberhalb dieses Teiches ist das früher überaus sumpfige Tal der Gostine in fruchtbare Bewässerungswiesen umgewandelt, auf denen ganze Rudel von Rotwild mit Kapitalhirschen darunter eine vorzügliche Äsung finden. An dem Paprożaner Teich steht im tiefen Waldesfrieden das durch seine idyllische Lage und eigenartige Schönheit bekannte Jagdschloß Promnitz, wo Seine Durchlaucht der Fürst von Pless alljährlich während der Hirschbrunst im September und Oktober wohnt und dem edlen Waidwerk obliegt. Nach dem Austritt der Gostine durch das Wehr des Paprożaner Teiches, der ebenso wie der ehemalige Teich bei Gostin (ca. 7 km oberhalb) vor ca. 100 Jahren noch dem Betriebe von Eisenhütten diente, beginnt das Gebiet

der Wassergenossenschaft zur Regulierung der Gostine und Mlečna (827 ha), das sich am Fluß entlang zwischen den Dörfern Cielnitz, Paprožan, Urbanowiz, Tannendorf, Boischow, Jajost, Kopain-Biaßowiz, Jedlin bis zur Mündung der Gostine in die Weichsel ca. 15 km lang hinzieht und einen Teil von dem Nebenflußgebiet der Mlečna bis zur Stadt Altberun hinauf umfaßt. Auch hier ist nach den Notstandsjahren 1879 bis 1881 das bis dahin völlig versumpfte 500—1000 m breite Wiesental durch Regulierung und Eindeichung der Gostine, Herstellung von Ent- und Bewässerungsanlagen melioriert worden. Auch hier hatten sich dieselben Mängel wie bei der Weichsel-Mühlgraben-Genossenschaft gezeigt. Die Mitglieder der Gostine-Gesellschaft waren aber verständiger, da sie dem guten Rat, die Änderung des Statuts vom 18. Juli 1882 zu beschließen, folgten, und den inneren Ausbau auch als Zweck der Genossenschaft erklärten, so daß dieser mit Mehrheitsbeschluß und Staatshilfe für die Zahlungsunfähigen durchgeführt werden konnte. Der erfreuliche Erfolg dieser Maßnahme hat unter den Genossen große Zufriedenheit hervorgerufen und sie zu weiterer Kulturarbeit, künstlicher Düngung und Kompostierung ihrer Wiesen angeregt. Hier hat das Beispiel der von der fürstlich Pleß'schen Verwaltung vorher ausgeführten erfolgreichen Kulturen genügt, während dies bei den meisten bäuerlichen Mitgliedern der Weichsel-Mühlgraben-Genossenschaft bisher nur sehr wenig Nachahmung gefunden hat.

Zu erwähnen sind im Gebiet der Gostine-Genossenschaft noch drei Mühlen bei Boischow und Altberun, die von der Genossenschaft angekauft werden mußten, aber von dieser für beschränkten Betrieb verpachtet sind und so bestehen bleiben konnten. Bemerkenswert sind noch einige größere, zum Gute Jedlin und zum Gute Biaßowiz gehörige Fischteiche, die am Ende der beiderseitigen Zuleiter des Gostinetals liegen und von diesen gespeist werden. Der schon erwähnte bedeutendere Nebenbach der Gostine, „die Mlečna“, entspringt bei Podlesie, entwässert mit dem Lendziner Bach die umfangreichen Forst- und Wiesenflächen der fürstlich Pleß'schen Oberforsten, bei Czulow-Emanuelsegen, Wygorzele-Jaroschowitz, Lendzin, fließt durch das Städtchen Altberun, Kreis Pleß, und mündet dicht unterhalb dieses Ortes in die Gostine.

Der letzte linksseitige Nebenfluß der Kleinen Weichsel, „die Przemsza“, hat ein Niederschlagsgebiet von 2095 qkm, von dem 20,5 % in Preußen, 12 % in Österreich und 67,5 % in Rußland liegen. Wie anfangs schon bemerkt ist, bildet die Przemsza von ihrer Mündung aufwärts bis zur Mündung der Weißen Przemsza in der Nähe von Miyslowiz auf ca. 24 km Länge die Landesgrenze zwischen Preußen und Österreich, während die Weiße Przemsza Österreich und Rußland hier begrenzt. Weiter aufwärts bildet

auf ca. 4,3 km Länge die Schwarze Przemsza bei Mysłowitz die Landesgrenze zwischen Preußen und Rußland. Oberhalb Mysłowitz führt dann die preußisch-russische Grenze auf ca. 40 km Länge an der Brinnitz entlang, die in die Schwarze Przemsza mündet. Bei Laurahütte fließt die Brinnitz ein kurzes Stück ganz im russischen Gebiet. Sie hat ein Niederschlagsgebiet von rund 400 qkm, die Weiße Przemsza rund 841 qkm, die Schwarze Przemsza rund 624 qkm. Letztere wird aber wegen ihres Wasserreichtums als Hauptfluß betrachtet und unterscheidet sich deshalb wesentlich von den vorher genannten Nebenflüssen der Kleinen Weichsel, weil sie aus einem flachen Gebiet mit zum größten Teil sandigem durchlässigen Boden stammt und demnach günstigere Abflußvorgänge zeigt. Das hierdurch schon bedeutende Niedrigwasser der Przemsza wird noch erheblich verstärkt durch eine große Menge Wasser aus den zahlreich in ihrem Gebiet entwässernden Kohlengruben und anderen Bergwerken. Das Hochwasser der Przemsza ist dagegen gering und beträgt ca. 94 sl pro qkm. Die Schwarze Przemsza entspringt bei Kromolow in der Nähe der Warthequellen in ca. 400 m Seehöhe und hat ein Gesamtgefälle auf 84 km Lauflänge bis zur Mündung in die Weichsel von 173,2 m, also 2,06 ‰ mittleres Gefälle.

Die Brinnitz entspringt in der Nähe der Malapane-Quelle bei Kosoglowi in ca. 320 m Seehöhe und hat bei 57 km Lauflänge bis zur Mündung bei Schoppinitz ein Gesamtgefälle von 73 m oder ein mittleres Gefälle von 1,28 ‰. Die Weiße Przemsza entspringt bei Wolbrom in 400 m Seehöhe und hat auf 59 km Lauflänge bis zur Vereinigung mit der Schwarzen Przemsza bei der Drei-Kaiserreichsecke dicht unterhalb Mysłowitz ein Gesamtgefälle von 153,2 m oder ein mittleres Gefälle von 2,63 ‰. Die Flußniederungen des Przemszagebietes bestehen aus sandigen, anmoorigen, unkultivierten Wiesenflächen, in denen die Gewässer flach eingeschnitten und in vielen Windungen träge und von Gruben- und Industrie-Abgängen arg verschmutzt dahinfließen. Bei Hochwasserständen sind diese Niederungen lange überflutet und bilden somit Reservoirs für das Niedrigwasser. Die Eisbildung ist trotz des schwachen Gefälles gering, weil das Wasser durch die Zuflüsse der Industrieabwässer erwärmt wird.

In den Jahren 1872—1874 ist die Vereinigte Przemsza ca. 24 km von der Mündung in die Kleine Weichsel aufwärts im Einvernehmen mit Österreich, soweit es nötig war, reguliert worden, so daß sie — wie anfangs schon hervorgehoben — auf dieser Strecke schiffbar ist. Die ganze Przemszagegend von der Drei-Kaiserreichsecke aufwärts macht einen wenig freundlichen Eindruck, der noch übler wird durch den von jedem Kulturmenschen als höchst unheimlich empfundenen Anblick der zahlreichen in Waffen starrenden russischen Grenzwachtsoldaten, die die Grenze fast hermetisch absperren. Die

rücksichtslosen Grenzplacereien, welche in den Zeitungen so oft zu lesen sind und die den daran Betroffenen meist recht sehr unangenehm werden, sind nicht verlockend, dieser Landesgrenze Besuche abzustatten, und man ist froh sie weit hinter dem Rücken zu haben, um sich auf heimatlicher deutscher Erde um so gemüthlicher und behaglicher zu fühlen.

Abgesehen von den Nebenflüssen der Kleinen Weichsel in Preußen und Österreich, die durchweg einer Regulierung nur zu dringend bedürfen, muß zunächst die Vorflut in der Kleinen Weichsel selbst verbessert und den verheerenden Hochwässern dieses flusses ein Ende bereitet, diese Hochfluten müssen zu segenspendenden, sehnlichst erwarteten Ereignissen werden, wahrlich ein herrliches Ziel der Kulturtechnik und Volkswirtschaft. Es soll diese Aufgabe aber hier durchaus nicht leicht hingestellt, sondern im Gegentheil besonders noch auf die großen Schwierigkeiten hingewiesen werden. Sie bestehen zunächst in der Zugehörigkeit des flusses zu 2 verschiedenen Staaten: Preußen und Österreich, hier wieder getrennt zu den autonomen Kronländern Österreich-Schlesien und Galizien. Daß die Verhandlungen und die Durchführung gemeinsamer Maßnahmen zur Verbesserung des flusses hierdurch nicht vereinfacht ist, liegt klar auf der Hand. Weiter aber ist es die noch sehr unvollkommene Wasser-Gesetzgebung beider Staaten, die eine schnelle Durchführung eines so großen Kulturwerkes nicht erleichtern. Und endlich stellen sich die großen örtlichen technischen und vor allen die finanziellen Schwierigkeiten hindernd in den Weg.

Die Versuche zur Regulierung der Weichsel lassen sich jahrhundertlang zurückverfolgen. Die Erstrebungen waren aber meist einseitig, nicht nur in politischem Sinne, sondern auch in technischer Hinsicht. Jeder wollte das Wasser möglichst ausnutzen und, wenn es zur Unzeit kam, möglichst von sich abwälzen, natürlich ohne Rücksicht auf den gegenüber, den ober- oder unterhalb liegenden Nachbarn. Heiße Feder- und auch Gewaltkämpfe haben nachweislich stattgefunden. Kein Wunder, wenn sich bei dem Mangel einer genügenden Wasser-Gesetzgebung und Vereinbarung für die heutigen Kulturerfordernisse unerträgliche Zustände entwickelt haben.

Die großen Hochfluten der Kleinen Weichsel von 1880, 1881 und 1884 führten endlich wieder zu Verhandlungen der beiden Grenzstaaten, die sich soweit verdichteten, daß Österreich ein Regulierungs-Projekt für die Grenzstrecke ausarbeiten und vorlegen sollte. Dies geschah im Jahre 1888. Leider wurde dieses Projekt wegen technischer Mängel und wegen der hohen Kosten nicht ausgeführt und namentlich von Preußen als nicht annehmbar bezeichnet. So kam es, daß Österreich, um seinen Bewohnern an der oberen Kleinen Weichsel und an den Nebenflüssen Schutz vor den zerstörenden fluten zu schaffen, mit der Regulierung, — soweit es ohne Preußen konnte

und die Mittel verfügbar wurden, — allein vorging, mehrere Verbände gründete und bald energisch zur Ausführung schritt. Im Gebirge wurden die schlimmsten Bäche mit kleinen Sperren verbaut und befestigt, um das starke Gefälle zu brechen und die Erosion zu verhindern. An der Weichsel oberhalb der Landesgrenze und an der Młownica wurden, wie schon erwähnt, größere Regulierungsarbeiten als Durchstiche der Krümmungen, Herstellung und Sicherung eines gleichmäßigen Flußbetts durchgeführt und zweckmäßigere Eindeichungen geschaffen. Aber alle diese Maßregeln hatten leider nur das eine Ziel, die Zerstörung von Land zu verhüten und das Hochwasser so rasch als möglich fortzuschaffen. Nun kann man sich denken, wenn derartige Maßnahmen oberhalb der Landesgrenzstrecke im starken Gefäll ausgeführt werden, welche Wirkung sie unterhalb in der unregulierten Weichsel im schwachen Gefälle bei dem oben beschriebenen Zustand dieses Flusses an der Landesgrenze entlang zur Folge hatten.

Die schon genannten Übelstände und Gefahren sind hier geradezu zur Unerträglichkeit gesteigert, so daß die meisten Besitzer der Niederung vor ihrem Ruin stehen und beide Staaten ihnen schon mehrfach mit erheblichen Mitteln beispringen mußten, um dies Unglück zu verhindern. Die vernichtenden Hochfluten und Dammbrüche wiederholen sich jetzt in so rascher Folge, daß entweder so schleunig als möglich Abhilfe geschaffen oder die Niederung als verloren betrachtet werden muß. Das haben die beiderseitigen Staatsbehörden angesichts der Katastrophen und auf die immer dringenderen Vorstellungen der Weichselangrenzter denn auch eingesehen und sind vor einigen Jahren zu neuen Verhandlungen geschritten. Diese hatten den Erfolg, daß im Vergleich mit dem früheren ein beschränktes Regulierungsprojekt von Österreich aufgestellt und vorgelegt werden sollte.

Dies ist nun auch geschehen, aber die Verhandlungen über diese zwei Projekte, von den Behörden Österreich-Schlesiens und Galiziens leider getrennt bearbeitet, schweben zur Zeit immer noch, weil diese Projekte so unvollständig waren, daß die preussischen Behörden erst die erforderlichen Terrainaufnahmen und örtlichen Feststellungen diesseits vornehmen und das diesseitige Deichnormalisierungsprojekt erst besonders bearbeiten mußten, um es der preussischen Zentralbehörde vorlegen zu können. Somit wird wohl noch ein Jahr hingehen, ehe diese Projekte zur Ausführung kommen und Linderung der Wassernot bringen werden. Nur Linderung, nicht gänzliche dauernde Abhilfe werden die zunächst in Aussicht genommenen Regulierungsarbeiten bringen. Denn es ist ja nur die Rückverlegung der schlimmsten Deichvorsprünge und Verbreiterung der gefährlichsten Deichengen, die Erhöhung und Verstärkung der Deiche und die Durchstiche einiger der zahllosen Schlingen des Flusses und auch nur an den Stellen vorgesehen, wo der

Deichfuß durch Abspülung schon gefährdet ist. Wiederum ist nur die schnelle Fortschaffung des Wassers geplant. Auf die Zurückhaltung, auf die Abschwächung der gefährlichen Hochwässer oberhalb, auf die Vermehrung des Niedrigwassers, auf die nutzenbringende Verwendung des schlickreichen Hochwassers ist wieder nicht Bedacht genommen. So beklagenswert das ist, so ist es angesichts der enormen Schwierigkeiten, welche der Einrichtung einer besseren Wasserwirtschaft unter den bestehenden Besitzverhältnissen und Wassergesetzen entgegenstehen, verständlich, wenn einstweilen von weitergehenden Plänen in der angedeuteten Richtung Abstand genommen ist. Die Niederungsbewohner an der Kleinen Weichsel geben sich aber der Hoffnung hin, daß an dem begonnenen Werk bald weiter gearbeitet werde und endlich — noch ehe die jetzt geplante und der Ausführung nahestehende Regulierung bei der fortschreitenden Auslandung des Flusses wieder unwirksam geworden ist — das oben erwähnte Hauptziel erreicht wird. Wie dasselbe zu erreichen ist, ist in den letzten Jahren in technischen Fachschriften schon so vielfach erörtert worden, daß es hier nicht nötig erscheint, näher darauf einzugehen; die erforderlichen Maßregeln sollen nur kurz angedeutet werden. Es sind dies:

1. Die möglichste Zurückhaltung des Wassers im Gebirge zur Stärkung der Quellen und Vermehrung des Niedrigwassers im Interesse der Landwirtschaft und Industrie durch Talsperren, Stauweiher, Aufforstung.


2. Schwächung des Gefälles durch Wehre ic.

3. Errichtung derjenigen genügend vorhandenen Flächen der Niederung zur Aufnahme der gefährlichen Spitzen der Hochwasserwellen, um Dammbrüche zu verhüten und die Niederung allmählich aufzuschließen und wieder fruchtbarer zu machen. Diese Flächen müssen als Wiese, Weide und Fischteiche in Wechselwirtschaft betrieben werden. Diese Maßregeln würden mit Rücksicht auf ihren dauernden und zunehmenden Nutzen trotz der hohen Kosten nicht unrentabel sein, und es müssen alle Hebel in Bewegung gesetzt werden, und alle Niederungsbewohner sowie alle wohlmeinenden Volkswirte, Abgeordnete der Parlamente und Behörden müssen ernstlich durch Rat und Tat mitwirken, das Ziel zu erreichen, wie es jetzt schon an der Oder in baldiger Aussicht steht und wie es mehr oder weniger an allen großen und kleinen Flüssen erstrebt werden muß. Erst wenn wir das Wasser — dies köstliche Element — in seinem Lauf und in seiner Wirkung völlig beherrschen, wird es nur segensreich sein, und auch den Anwohnern der Kleinen Weichsel wird dann eine neue Zeit der wirtschaftlichen Wohlfahrt und der Zufriedenheit erblühen.

Oberschlesisches Volkstum in der Literatur.

Von

Wilhelm Kammer, Breslau.

us einer obereschlesischen Kleinstadt“ erzählt uns Carl Renschild in einem Buche, das vor Jahren erschienen ist und elf Geschichten enthält. Der Verfasser, ein Kind Oberschlesiens, weiß recht gemütvoll und mit glücklichem Humor aus seiner Jugendzeit zu berichten. Fesselnd plaudert er von Persönlichkeiten, die in seinem Heimatstädtchen hohes Ansehen genossen oder durch eine absonderliche Lebensweise und durch auffallende Gewohnheiten die Aufmerksamkeit auf sich lenkten. So erzählt er von Salomon Hirschel, der Besitzer zweier wackliger Droschken, eines eben solchen Gaules und eines dito Häuschens war, der den Sanitätsrat fuhr, und der über sich, sein Geschäft und sein Pferd folgendermaßen mit sich selber plaudert: „ . . . Und der Herr Sanitätsrat, was Deine beste Kundschaft — Gott soll ihn noch erhalten hundert Jahr! — der Herr Sanitätsrat hat sich neulich schwer geärgert über den Pserdel und hat gemeint: „Hirsch'l“, hat er gemeint, „ein junger Hirsch vor dem Wagen wär' mir lieber als ein alter Hirsch auf dem Kutscherbock. Wie lange wollt Ihr die müde Schnecke noch füttern?“ Und hat er unrecht gehabt, der Herr Sanitätsrat? Vier Stunden haben wir gebraucht zu drei Meilen Chaussee . . . „Er erzählte von unserem Bürgermeister, der in amtlicher Eigenschaft fuchswild werden konnte, außeramtlich jedoch die Zuvorkommenheit und Jovialität selber war, und der mit einem Feuerrohr — einem wahren Ungetüm an Länge und Dicke — in allen Jagdgründen des weitausgedehnten Kreises herumknallte, sogar außer der Schonzeit; von Frau Rosenstiel, die als Synagogenwärterin und Verwalterin der einzigen öffentlichen Badewanne des Städtchens zu den lokalen Berühmtheiten gehörte, und die fast noch toleranter war, als der weise Nathan, so daß sie von sich sagen konnte: „glauben Sie, ich möcht' in ein katholisches Haus eine Gans tragen am Freitag? Nicht um die Welt! Wo werd' ich spaßen mit einer fremden Religion?“ Von Herrn Zabel erzählt er, der als Sekretär in Königlich preussischen Diensten auf stolzer Höhe wandelte und so peinlich die Ansprüche abwog, die seinem Range gebührten, daß er nach seiner Ernennung zum Sekretär den Herrn Kreisgerichtssekretär, sowie den Herrn Rendanten und den Herrn Rektor aufsuchte und mit freundlicher Höflichkeit zu ihnen sagte: „Entschuldigen Sie, wenn ich Sie fortan nicht mehr zuerst grüße; allein die Leute würden

glauben, Sie seien mehr, als ich". Von unserem Kreissekretär erfahren wir, daß er ein gewaltiger Mann war. Denn „unser Kreissekretär schrieb, unser Landrat unterschrieb". Von „unserem General", dem Sohne des berittenen Gendarmen, der die Jungen mit einem „lebendigen Säbel" kommandierte, den er dem Alten zuweilen ausspannte, wofür er Heile kriegte; von Sarah Nothmann, einem dunkeläugigen Mädel von zierlichem und doch üppigem Wuchse, einem kleinen, schwarzen Struwelpopse und einem großen Mundwerk; von Kapusta, dem fichtenthaler Nationalgerichte, und von sich selber. Ungemein unterhaltsam erzählt er, und die Gestalten, die er zeichnet, sind dem Leser unvergeßlich.

Was weiß er uns zu sagen vom obererschlesischen Volkstum, von obererschlesischen Zuständen, von Kultur, Sitten und Gebräuchen, überhaupt vom Wesen und vom Charakter des obererschlesischen Landes? Nicht viel! Er ist zu sehr Porträtist. Mit Wohlbehagen und liebevoller Hingabe zeichnet er aus der Fülle seiner Kindheitserinnerungen allerlei possierliche, urwüchsig und kuriose Prachtgestalten, wie sie nur in einem Städtchen gedeihen konnten das abseits von der Eisenbahnlinie und der großen Welt lag. Er schildert uns nicht die obererschlesische Kleinstadt von damals, er erzählt nur aus dieser Kleinstadt. Ihm sitzt der Schalk im Nacken, und daher wendet er sich mit Vorliebe drolligen Gestalten und drolligen Bildern zu. Durchblättern wir das Buch und forschen wir nach, ob wir Schätze darin finden, und forschen wir nach, was es zur Charakterisierung Oberschlesiens und der Oberschlesier bietet.

Carl Kenschild verschweigt den Namen der obererschlesischen Kleinstadt, in der die Helden seines Buches gelebt haben, und er verleiht ihr einen Pseudonamen, den wir öfters in den Romanen phantasielofer Erzähler finden und der gar nicht obererschlesisch klingt — er wählte den Namen Fichtenthal. Doch der Klang soll uns nicht stören. Das Kenschild'sche Fichtenthal liegt ganz bestimmt in Oberschlesien. Das ist ja schwerlich zu erwarten, daß sich einst nach berühmten Beispiel sieben Kleinstädte um die Ehre streiten werden, als Geburtsstadt Carl Kenschilds anerkannt zu werden; wenn es aber wider Erwarten einst geschehen sollte, so wird jedes der sieben Städtel aus seiner Geschichte nachweisen können, daß es einst genau den Schilderungen entsprochen habe, die der Verfasser des in Rede stehenden Buches von Fichtenthal entwarf.

„. . . die Stadt verdankte ihren Glanz den weit und breit berühmten Viehmärkten, die von nicht weniger als drei Monarchien beschickt wurden. Die alles ausgleichende Zeit und ihre oberste Dienerin, die Eisenbahn, haben inzwischen auch hier ihre Arbeit getan; sie haben den Viehmärkten Fichtenthals das entzogen, das vor allem zu einer Viehmesse gehört, die

lebendige vierbeinige Ware; die Viehherden, die Händler und Käufer fahren heut in großen Bogen um die Stadt herum, an der Stadt vorbei in die ferne, in die großen Handelszentren des Deutschen Reiches und seiner Nachbarn; die Sichtenthaler Viehmärkte, einst so hoch gepriesen, fristen nur noch ein armseliges Dasein zwischen Leben und Sterben."

So heißt es in der Vorrede. Ach, so manche obereschleßische Kleinstadt, in der einst der Viehmarkt aus drei Monarchien beschickt war, hat das Schicksal Sichtenthals erlitten! Nicht allein die Zeit und ihre oberste Dienerin haben den großen Viehmärkten der Kleinstädte den Garaus gemacht — auch die moderne Schutz Zollpolitik hat mitgeholfen die idyllischen Marktbilder zu zerstören, von denen unsere Eltern und Großeltern aus den fünfziger und sechziger Jahren so ergötzt zu berichten wissen. Ergötztlicher, als es Carl Renschild tut, vermag es keiner. Im Vorworte seines Buches zeichnet er uns mit vollendeter Künsterschaft und seiner Feder ein solches Bild. Da schauen wir zunächst, wie sich das Marktleben entwickelt, wie das Vieh angetrieben wird, wie die Gassen und Plätze wimmeln von brüllenden Wiederkäuern, wiehernenden Einhufern, quiekenden Borstenträgern. Man dürfte, erklärt er, kein nervöser Großstädter, man müßte ein beherzter, des Verkehrs mit Tieren gewohnter Halbwilder sein, um sich ohne Herzbeklemmung zwischen den drohenden Hörnern der Rinder hindurch zu winden, die in unabsehbaren Reihen an den Wänden der Häuser standen und oft genug, von Sehnsucht nach dem heimathlichen Stalle gequält, mit erhobenem Kopfe und breitgeöffneter Maule dem Bürger ins niedrige Fenster brüllten. Man mußte Augen und Ohren offen halten, wenn man nicht unter die Hufe der Pferde geraten wollte, die in mächtigen Rudeln den Straßendammbüllten. Man mußte den Fuß geschickt zu setzen verstehen, wenn man seinen Weg finden wollte durch die Scharen träge hingelagerter Grunzer, die mit gierig schnüffelndem Rüssel den Vorübergehenden an die Kleider und die Hosen zu rühren suchten.

"Rotbraunen Antlitzes, den „Herrn Inspektor" zur Seite, schritt der Herr „Oberamtmann" prüfend von Roß zu Roß, von Kuh zu Kuh, von Schwein zu Schwein, sinnende Sorge und schicksalschweren Ernst in Miene und Wort der Höhere, kalte Gelassenheit im Blick und das leise Lächeln überlegenen Wissens um die zottige Lippe der andere, Niedere. Die abgegriffene Pelzmütze fest aufs Ohr geschoben, südliche Blut und südliche Verschlagenheit in den dunklen Augen, mit dünner Gerte oder kurzer Reitpeitsche auf seine koketten Kniestiefeln klatschend, so, halb Kavalier, halb cow-boy, durchkreuzte der schwarzlockige galizische Pferdehändler das wimmelnde Getriebe. Bald stand er, ein verzüchter Lobredner, vor einer Gruppe stumm und vornehm dreinschauender Landbarone und erbot sich, fünfzig Klaftern

tief in die Erde zu versinken oder den schwarzen Tod auf sich zu laden, wenn seine zum Verkauf gebotene „Kobbele“¹⁾ (Wute) nicht das tadelloseste Tier des Weltalls wäre, bald suchte er die Vorzüge seines Tieres durch die Tat zu erweisen, indem er sich mit indianerähnlicher Gewandtheit auf den sattellosen Gaul schwang und das lebensmüde Geschöpf auf einige Augenblicke in einen wilden, unbändigen Kenner verwandelte. Unerhörte Kunstgriffe, Geheimmittel von teuflischer Schlaueit und Niedertracht sollten, wenn man der Volksstimme Glauben schenkte, den Pferdehändlern zu Gebote stehen, um solche Wunder zu wirken, durch die sie, wie es hieß, die erfahrensten Landwirte immer und immer wieder zu täuschen verstanden; mit Peitsche und Stock, mit aufregenden Pulvern und Tränken würden, so erzählte man sich, die Kößlein für ihre am Markttage zu spielende Rolle vorbereitet; durch wundersame Schönheitsmittel, durch die zahnverkürzende feile, durch falsche Mähne und falschen Schweif, durch üppigen Farbauftrag und tausend andere Toiletten-Utensilien und Toilettenkünste sollte Jugend und Jugendglanz den Gäulen wiedergegeben, ihnen genommen und wiederverliehen werden, was Arbeit und Alter ihnen aufgebürdet oder geraubt hatte.“

Wir erfahren dann, wie sich die liebe Schuljugend dem Viehmarkte gegenüber verhält, wie nichtsnutzige Rangen allerlei lose Streiche ausüben, wie es im „Grünen Falken“, im „Wilden Büffel“ und in anderen Kneipen hergeht, wie bei Wein und Bier und Schnaps geboten und gegengeboten, wie gelobt und getadelt, geschworen und gemeineidet, wie Bruderschaften geschworen und gelöst, wie geweint und geküßt und mit den Fäusten auf den dröhnenden Tisch geschlagen wird, und weiter gibt er uns kund, wie draußen auf dem Marktplatze das Feilschen vor sich geht.

„Forschenden Blickes, den Mund zu vorsichtigem Schweigen geschlossen, umschritt der Bauer die Kuh, die seine Kauflust reizte. Kein Glied, kein Körperteil, den er nicht zu duzenden von Malen untersuchte. Sorgsam spähte er dem Tiere in das breite, leise brummende Maul, um sich durch eigenen Augenschein von dem Vorhandensein oder Nichtvorhandensein Gott weiß welcher Eigenschaften zu überzeugen; zufrieden winkend oder seinen Kopf weise schüttelnd, ließ er seine schwielige Hand über die weiche Wamme, den gewölbten Bauch, den knorrigen Rücken der Kuh gleiten, um zuletzt ihr quastenbesetztes Leibesanhängsel durch Wägen und Zerren der eingehendsten Prüfung auf Gewicht und Festigkeit zu unterwerfen. Stolz wies der Eigentümer auf das gespannte Euter seines braven Tieres hin, aber schlau begegnete seinem Prahlen der andere mit der Bemerkung, daß solche

¹⁾ Verstümmelt aus Kobyla (latein.: cabullus).

fülle ihm heute wenig bedeute, da die Kuh, schon in der verflossenen Nacht dem Stalle entführt, Zeit gehabt habe, eine außergewöhnliche Menge Milch bei sich aufzusammeln. Langsam, langsam, Zoll um Zoll rückten dergleichen Verhandlungen vor, mit gleicher Fähigkeit von beiden Seiten bald vorwärts getrieben, bald zurückgehalten, bis der Käufer, endlich schlüssig geworden, den Handel perfekt zu machen suchte. Die Rechte hoch in die Luft gehoben, mit der Linken nach der zögernden Hand des Verkäufers haschend, um uraltem Herkommen gemäß durch den niederfallenden Klatsch dem Feilschen ein Ende zu bereiten, trat der Bauer nun an sein vis-à-vis heran. Mit freundschaftlich lächelnder Miene, durch reiche Schmeichelworte und zärtliche Schimpfnamen, an denen seine Muttersprache so reich ist, drängte er den Händler oder seinen eigenen zähen Berufsgenossen zum Abschluß, während seine Ehehälfte, stumm und mit geheuchelter Gleichgültigkeit dreinblickend, eine Reihe blinkender „twarde“ („harter“ Taler) auf den nächsten Fenstervorsprung, auf die Torschwelle eines Hauses, auf die flache Hand einer Begleiterin strich. Mit begehrlischen Augen blickte der Verkäufer dann seitwärts auf das Gebahren der Frau; schwächer und schwächer wurde sein Widerstand; noch zwei-, dreimal zog er die Hand vor der des eifrigen Drängers zurück; dann aber streckte er sie, von einer unsichtbaren Macht übermannt, mit hastigem Ruck vor — ein lautschallender Schlag, und der Kauf war besiegelt. Und doch hatte dieser Abschluß häufig genug noch ein kleines Nachspiel. An Beharrlichkeit und Verschlagenheit ihrem Ehemann zumeist überlegen, benutzte die Bauersfrau den Augenblick der Gelderlegung nicht selten noch zu einem kühnen Handstreich; sie betrachtete das „pięć-czeski“-(fünzigpfennig-)Stück, welches über die Talersumme hinausging, als entbehrlichen Zierrat und ließ es in die tiefe Tasche ihres groben Unterkleides zurückgleiten. Wer in dem darob entbrennenden Streite siegte, war wohl ausnahmsweise die Frau; denn eine polnische Bäuerin vermag, wo es sich um bares Geld handelt, zehn starrsinnige Männer niederzusprechen.

Zum Schlusse dieser reizenden Schilderung eines obererschleßischen Viehmarktes vor vierzig und fünfzig Jahren erzählt uns der Verfasser noch von den schlauen Städterinnen, die, sobald ein Kuhhandel perfekt war, plötzlich mit Krug und Topf auf der Bildfläche erschienen und die Milch des gehörnten Tieres beehrten. Sie wußten aus reicher Erfahrung, daß es die höchste Zeit sei, das dickangeschwollene Euter von seiner Milchfracht zu befreien, und sie nützten die Not des Bauern aus, indem sie für das weiße Labfal nur einen schmachlich geringen Preis bezahlten. — Es war einmal ... Mit Wohlbehagen, mit stiller Heimatfreude liest man solche Erinnerungen aus fern vergangenen Tagen. Sie liefern sichere Merkmale, von denen

aus man flug ermessen kann, wie sich die Verhältnisse und die Dinge während eines gewissen Zeitraumes verändert haben, wie sich die Heimat verwandelt hat und was an Kulturarbeit geleistet worden ist. In der ersten Geschichte — der herzigen und ergreifenden Geschichte des Fuhrmannes Salomon Hirschel — finden wir eine Stelle, die uns anmutet, als ob sie Kunde gebe von einem Zustande, wie er in früheren Jahrhunderten in kleinen Grenzstädten zu finden war. Fichtenthal besaß nämlich eine Garnison. Von ihrer Stärke und Beschaffenheit berichtet uns der Verfasser, daß ein alter Major und ein halbes Duzend Gemeine vorhanden waren, „die eigentlich gar nicht wie richtige Soldaten ausfahen“. Ein Garnisonsidyll!

Der alte Hirschel und seine andere Hälfte verkauften Hab und Gut und zogen zu ihrem Sohne Moritzleben, der in Berlin ein großer Kaufmann geworden war. Nach geraumer Zeit kehrten sie nach Oberschlesien zurück und führten ihr armseliges und arbeitsreiches Leben weiter, wie sie es von Jugend an gewohnt waren. Hirschel gab auf die Fragen nach der Ursache seiner Wiederkehr keine Auskunft; ihm war es peinlich und unangenehm, über diesen Punkt zu sprechen. Von seiner plapperhaften Frau jedoch erfuhr unter dem Siegel der Verschwiegenheit die ganze Stadt den wahren Grund. „Mein Mann, muß ich Ihn'n offen gestehen — mein Mann paßt nicht in der großen Stadt . . . Und ich hab ihn angemerkt, daß er keine Freude mehr hat gehabt an unsere drei tappezierte Zimmer, sondern hat sich gesehnt nach unsern Häusel; wo wir haben gegessen und geschlafen und gewohnt in einer geweißten Stube über vierzig Jahre . . . Auch daß er nicht hat gehen gesollt mit der Peitsch' über die Straße, sondern mit 'n Elfenbeinstock, was Moritzleben ihm geschenkt hat, hat ihm nicht mehr gepaßt . . . Und zulekt? Na, Sie sehn doch war, wir haben gemacht zu guterlekt: Zurück sind wir gekommen in unseres Heimat, gelobt zu Gott.“ . . . Und sie berichtete dann noch vertraulich, daß sie und Hirschel haben geschworen, nicht mehr aus Fichtenthal fortzugehen — „nich für einer Million“, das Klima in Berlin sei nicht für ihren Mann. Dringend bat sie, dem Hirschel nicht zu verraten, daß sie erzählt habe die wirkliche Wahrheit — „er bringt mich um — bei sein'n wilden Gemüt, was er hat — auf Ehrel!“

Unter den Erzählungen und Gedichten, in denen die Heimatliebe und die Heimatsehnsucht des in die Fremde verschlagenen Schlesiens gefeiert wird, nimmt die Geschichte von Salomon Hirschel und seiner Alten einen ersten Rang ein. Die tiefgehende Wirkung, die der humorvolle Verfasser mit ihr erzielt, läßt sich nicht wiedergeben; man muß die Geschichte lesen.

In der amüsanten Geschichte vom Bürgermeister Sobotta, der mit der größten Unverfrorenheit gegen das Jagdgesetz frevelte und der zu Gunsten

des von ihm regierten, die schalkhafte Prellerei beging, dem Fiskus ein Haus zu verkaufen, das dem Fiskus gehörte, läßt der Verfasser nur hin und wieder ein kleines Streiflicht auf die eigenartigen, kleinstädtischen Verhältnisse von anno dazumal fallen.

Auch in Fichtenthal saß das sattfam bekannte engherzige und kulturfeindliche Spießertum am Steuer der Stadtverwaltung. Die Hauptstützen der Regierungspartei — unter der Regierung ist in diesem Falle der Bürgermeister Sobotta zu verstehen — waren die Hausbesitzer und Ackerbürger, die Kleinrämer und die Handwerker. Sie würdigten in vollem Maße seine stadtväterliche Fürsorge und mannhafte Energie; denn er hatte ja das Schrecknis einer Eisenbahnverbindung von der Stadt fernhalten helfen, und als die kleine Partei der Neuerer und Umstürzler, das heißt der grundbesitzlosen Beamten und ihrer Freunde, auf fruchtbringendem Ackerlande eine nutzlose und teure Promenade anlegen wollten, war es wieder Herr Sobotta gewesen, der die Stadt vor Schaden bewahrt und das törichte Unternehmen der Vaterlandslosen zu vereiteln gewußt hatte. Eine Sitzung der Stadtverordneten aus jenen Jahren zeichnet Carl Renschild mit knappen, kräftigen Strichen in folgender Weise: „Es kamen die Auserkorenen der Ackerbürger und Hausbesitzer, die Jurczyk's und die Przędzif's, die Kobiolka's und die Drzymalla's, die Golybrzych's und die Kolibaba's, in hohen Düngeerstiefeln die einen, barfüßig die andern; sie setzten sich schweigend auf ihre kurulischen Sessel und schwiegen in polnischer und deutscher Sprache zu allem, was der Herr Bürgermeister sagte. Und als die Sitzung zu Ende war, da erfuhren sie, die Jurczyk's und die Przędzif's, die Kobiolka's und die Drzymalla's, die Golybrzych's und die Kolibaba's, daß sie den Verkauf des alten Gebäudes samt all' seinem Zubehör genehmigt und dekretiert hätten und gingen heim hochgemut und stolz der Weisheit, mit der sie wieder einmal das Wohl der Stadt gefördert hatten.“

Reichen Stoff für unsere Betrachtungen bietet die famose Skizze „Unser Kreissekretär“. Dieser Beamte war ein gewaltiger Herr — war der mächtigste Mann des Kreises. Über seine schrankenlose Macht berichtet uns das Buch: „Seine Feder erreichte ebenso sicher den konzeptions- und gewissenlosen Schnapsverkäufer in seinem heimlichen Laboratorium, wie den obdachlosen Landstreicher, der, vom Bewußtsein seiner papiernen Unzulänglichkeit erdrückt, scheu an den äußersten Marken des landrätlichen Reiches dahinschlich; seine Feder schwebte wie ein scharfgeschnäbelter Raubvogel über zwanzig Quadratmeilen preussischen Landes und stieß vernichtend auf alles herab, was sich scheu im Dunkel zu bergen suchte. Sie verschaffte oder versagte Dir das Allgemeine Ehrenzeichen, den Ökonomieratsitel, die goldene Ehestandsmedaille, sie protestierte oder reklamierte für oder gegen Dich, kurz, sie

vergalt Dir, wenn die richtige Stunde kam, nach Deinen Worten und Werken, die Du gesprochen und getan für oder gegen des Vaterlandes Wohl. Mit einem Worte, unser Kreissekretär war die leitende, sorgende und strafende Mutter der großen Familie, die den Sichtenthaler Kreis füllte. Aber wie eine gute Ehefrau schamhaft hinter ihren Eheherrn verschwindet, wie die Mutter nur im Namen und unter der Firma des Vaters regiert und belohnt und züchtigt, so ließ auch unser Kreissekretär seinem Herrn Landrat allezeit in allem die Ehre: unser Kreissekretär schrieb, unser Landrat unterschrieb."

Dieser Kreissekretär kannte die obererschlesischen Bauern wie kein anderer, und er wußte aus seiner Praxis so manche charakteristische Anekdote zu erzählen. Mit Eifer und Vorliebe gab er seinen Ärger kund über die unüberwindliche Scheu, die das obererschlesische Landvolk gegen das Unterschreiben amtlicher Schriftstücke hegt. Bei jeder passenden Gelegenheit gab er einen Bericht über eine Verhandlung zum besten, bei der sich die erwähnte Scheu vor dem Unterschreiben im grellsten Lichte gezeigt hatte. In einem Dorfe lag eine Ede Land, auf dem seit der Urväter Zeiten eine Servitut ruhte, die für den Gutsherrn nicht sonderlich wertvoll, für die Dorfgemeinde aber äußerst drückend war. Die Gemeinde drang daher auf Ablösung, und der Gutsherr zeigte sich den Leuten sehr entgegenkommend. Dennoch rückten die Verhandlungen nicht von der Stelle. Wochenlang, monatelang machten die Bauern dem Kreissekretär gegenüber Einwendungen, Ausflüchte und Seitensprünge. Was sie heute bewilligten, nahmen sie acht Tage später zurück. Der Kreissekretär bekam die Sache satt, lud die Gemeindevvertretung zu einer letzten Verhandlung in sein Bureau und redete zwei Stunden lang in die Kerls hinein. Sie wurden nachdenklich und wurden weich unter der Flamme seiner Beredsamkeit, und sie begeisterten sich für das Projekt. Erleichtert und erfreut entwarf er ein Protokoll und schob dem Schulzen und seinen Mitgesandten das Papier zur Unterschrift hin. Aber sie weigerten sich zu unterschreiben; sie erklärten: „nie podpisaemy!“ — und sie blieben bei dieser Weigerung trotz allen vernünftigen Zuredens. Der wasserpolnische Bauer hegt eben einen Heidenrespekt vor dem Unterschreiben; ihn besetzt das unklare und unheimliche Gefühl, daß ihm eine Unterschrift möglicherweise Hab und Gut und den Kragen kosten könne. Er lebt in dem Wahne, daß jeder, dem er seine Unterschrift hingebe, Gewalt über ihn habe. In neuerer Zeit ist es ja schon ein wenig anders geworden; die Mehrheit der wasserpolnischen Bauern hat die fast abergläubische Scheu vor dem geschriebenen Worte glücklich überwunden. Doch es gibt noch heute genug, die sogar bei den unschuldigsten Gelegenheiten nur mit größtem Widerstreben ein amtliches Dokument unterzeichnen. Von der in Rede stehenden Land-

gemeinde erzählte der Kreissekretär weiter, daß sie sechs Wochen später durch den Regierungspräsidenten gezwungen wurde, in die Ablösung einzuwilligen und zwar unter ungünstigen und harten Bedingungen. Aber sie murrten nicht; sie waren zufrieden, daß sie ihr „Recht“ behalten hatten, — das Recht, nicht unterschreiben zu müssen.

„Der Honoratiorentisch im „Grünen Falken“ war für Fichtenthal das, was einst Molière für Frankreich war . . .“ Von diesem Honoratiorentisch weiß uns der Verfasser prachtvoll zu erzählen. Wenn man eine solche humorvolle Plauderei liest und überrascht ist von der historischen Treue der Darstellung, so bedauert man lebhaft, daß ein Schriftsteller, der das Völkchen des obereschleßischen Landes so vorzüglich gut kennt, nur das eine Büchlein über dieses Völkchen geschrieben hat. Das Kapitel über den Herrn Kreissekretär schließt er mit den boshaften Worten: „ob die Fichtenthaler einen solchen Kreissekretär nach Verdienst schätzten? Ich glaube die Frage mit ja beantworten zu dürfen. Und die Regierung? O, auch die, wie man aus den zahlreichen Auszeichnungen ersehen konnte, welche dem damaligen Landrat oder vielmehr den Landräten von Fichtenthal zu teil wurden.“

Mancherlei Weisheiten und Wissenschaften, die sich unter den Kindern Fichtenthals von Geschlecht zu Geschlecht forterben, lernen wir in der Skizze „Ein dummer Junge“ kennen. Wir erfahren da von einer dicken Pumpe, die mittels eines drei Meilen langen unterirdischen Rohres das Wasser von der andern Seite des Meeres, aus Amerika, heraufhole, und wir erfahren, daß sich die dummen Amerikaner ärgerten, weil ihnen ihr schönes Wasser so schlau weggestohlen wird. Nach der Überzeugung der Fichtenthaler Jugend sind die Schwänze der Ratten und Mäuse giftig. Hunde und Pferde können nie satt werden, auch wenn sie ununterbrochen vom Morgen bis zum Abend fressen. Aus den „Schnäbeln“ der Pferde wird Radiergummi gemacht.

Voll rührender und erschütternder Tragikomik ist die Geschichte der kleinen Marianka Spincyk. Das liebe Ding aß nicht gern Kapusta (Sauerkraut); aber seit der großen Prügel ist sie es ganz gern. Durch Hiebe ist sie bekehrt worden. Wie diese grausame Befehung von statten ging, schildert Carl Renschild in einer Weise, die eines großen Schriftstellers würdig ist. Wie gründlich die Marianka von ihrem Abscheu gegen die Kapusta geheilt worden ist, erfahren wir aus den folgenden Schlusssätzen der Erzählung:

„Wer aber zu meiner Geschichte von Mariankas Befehung den Kopf schüttelt, vermeinend, sie sei von mir erfunden und in sich unwahr, dem antworte ich zweierlei: erstens, daß er nicht weiß, wie gut uns Fichtenthalern die Kapusta schmeckt und von jeher geschmeckt hat; zum zweiten, daß Marianka noch heut in Fichtenthal lebt und zwei andere Mariankas, eine

Tochter und eine Enkelin, von demselben widernatürlichen Kapusta-Haß auf dieselbe Weise kuriert hat, wie sie mir selber erst vor wenigen Wochen, als mich ein Ungefähr in meine Vaterstadt führte, mit Stolz berichten konnte."

Wenn meine lose Plauderei dazu beitragen sollte, das Interesse für das kleine Buch von Kenschild zu beleben und den Verfasser zu veranlassen, uns bald ein zweites Buch von dergleichen Art zu bescheren, so würde sie einen dreifachen Zweck erfüllt haben.

Vor hundert Jahren.

Von

Carl Klings, Schöneberg bei Berlin.



ewiß ist's nur wenigen Lesern dieser Zeitschrift bekannt, daß es vor mehr als hundert Jahren bereits einmal eine „Oberschlesische Monatschrift“ gegeben hat. Freilich fast nur dem Namen nach. Denn ihren Titel verdankte sie mehr dem damaligen Aufenthalt ihrer meisten Verfasser, als ihrer Tendenz. Zwar hatte sie sich die nähere und gründliche Kenntnis Oberschlesiens zum besonderen Vorwurf gemacht; das Bestreben aber, sich zugleich auch über alle Gegenstände menschlichen Wissens auszubreiten, drängte das Sonderziel bald stark in den Hintergrund. Enthält der erste Band noch zehn kurze Aufsätze und Notizen über Oberschlesien, so sind es im zweiten nur noch fünf. Trotzdem ist es aufrichtig zu bedauern, daß der Zeitschrift kein längeres Leben beschieden war. Herausgegeben wurde sie von J. C. C. Löwe und Peuker, Verlegerin war die evangelische Schulanstalt in Grottkau. Das erste Heft erschien im Juli 1788, das letzte im Juni 1789. Sechs Hefte bildeten einen Band, es liegen also nur zwei Bände vor. Noch einmal: Leider! Das Wenige, das sie über unsere Heimat enthalten, scheint mir größtenteils so interessant, daß es sich wohl lohnen mag, den Staub und die Spinnweben einmal abzufegen und ein paar Proben ins Licht des zwanzigsten Jahrhunderts zu rücken.

In erster Linie verdient das ein „Beitrag zur näheren Kenntnis Oberschlesiens“, der mancherlei Streiflichter auf das Kulturleben jener Zeit wirft und zum Vergleich mit der Gegenwart geradezu herausfordert. Der Verfasser legt darin Beobachtungen nieder, die er auf einer oberchlesischen Herrschaft, deren Namen er leider nicht nennt, mit großem Fleiß gesammelt hat. Es gehören zu dieser Herrschaft zwölf größere und kleinere Dörfer.

Die meisten liegen im Fürstentum Oppeln und sind meist von polnisch redenden Untertanen bewohnt, nämlich von 1900 Seelen, die sich auf 452 Familien verteilen. Die Anzahl der Kinder beträgt 1238. Es kommen auf eine Familie also nicht einmal drei Kinder. Gewiß kein Zeichen von Übervölkerung! Der Besitzer der Herrschaft ist ein edler, menschenfreundlicher Herr, der einen geschickten Chirurgen besoldet und alle Arzneien für seine Untertanen aus eigener Tasche bezahlt. Und doch ist der körperliche Zustand seiner Leute der kläglichste, den man sich denken kann. Es befinden sich nämlich unter den 1900 Menschen: 81 immer kränkliche, 53 Altersschwache, 62 Krüppel, 22 Taube, 14 Blinde, 9 Stumme und 7 Geisteschwache, zusammen 248 Elende, d. h. jeder siebente Mensch ist zu den Geschäften des Lebens größtenteils untauglich.

Man könnte nun wohl meinen, der Verfasser hätte sich für seine Untersuchungen eine Herrschaft ausgewählt, die hinsichtlich des Bevölkerungsstandes eine der schlechtesten in Oberschlesien war. Er versichert aber das Gegenteil, sie gehörte zu den besten, da sie sich einer Reihe edler Besitzer zu erfreuen hatte. Und trotzdem solche Resultate! Die Quellen des Elends mußten also im Volke selbst und in den Zeitverhältnissen liegen. Zunächst im Volke selbst. Es war voll Mißtrauen gegen den erfahrenen Arzt und bediente sich seiner nur gezwungen. Weit lieber wandt' es sich Quacksalbern zu, Weise- und Wehemüttern, Schäfern, Kretschmern und anderen Leuten der Art, die durch Zufall oder List sich Ruf und Zutrauen zu erwerben wußten. Das ist freilich überall die Weise des ungebildeten Volkes, namentlich aber in Gegenden, wo der Aberglaube einen guten Nährboden findet. Und der stand zur damaligen Zeit, wie mehrere Notizen der „Monatschrift“ beweisen, in Oberschlesien in üppiger Blüte. Die meisten Krankheiten kamen nach ihm von Hexen und Zauberern her. Man suchte also nicht Mittel gegen die Natur der Krankheit, sondern gegen die Macht der Zauberei und warf sich gewissenlosen Betrügnern in die Arme. Viele Kranke hatten aber auch dazu kein Geld. Wenn die Natur sich nicht selbst half, verkrüppelten sie eben oder gingen ganz zu Grunde. Infolge des Menschenmangels blieben alle Kranken ohne genügende Pflege. Ihr Lager war die enge niedrige Wohnstube der Familie, gewöhnlich die Mauerbank am stark geheizten Ofen, in dessen Ofentopf durch alle Jahreszeiten Wasser gekocht, und worin den Winter hindurch Spreu und dergl. für das Vieh gebrüht wurde. Eine beständige Dampfwolke erfüllte deshalb das Zimmer, das oft eher ein Loch voll ungesunder Dünste genannt werden mußte. Dazu kam das Geräusch vom Holzhacken und anderen Arbeiten, die gewöhnlich in der Stube verrichtet wurden. Ausdrücklich betont jedoch der Verfasser: „Schweine und Gänse im Zimmer zu halten, ist in dieser Gegend

nicht herrschende Sitte". Höchst mangelhaft aber war die Wartung der Kranken. Denn die erwachsenen Gesunden mußten ihrer Arbeit nachgehen, die Kinder in die Schule oder zum Hüten aufs Feld. Kein Wunder, wenn die Kranken zuweilen verschmachteten und von den heimkehrenden Angehörigen tot aufgefunden wurden.

Weitere Quellen des körperlichen Elends sieht der Verfasser in der unzweckmäßigen Ernährung, im übermäßigen Branntweingenuss und der zügellosen Sittenlosigkeit. Die Hauptnahrung des Volkes bestand damals in großen, festen, halbrohen Klößen aus Roggenmehl, Kapusta oder Sauerkraut, grober Heidengrütze und in Waldgegenden fast ausschließlich aus Schwämmen, — lauter Speisen, die nur schwer verdaulich sind und in der That für schwächliche Personen oft wahres Gift sein mußten. Man denkt unwillkürlich an Nietzsches Urteil über die deutsche Küche, namentlich an die „Entartung der Mehlspeise zum Briefbeschwerer!“ Dazu gesellte sich die Branntweinpest. „Will man, daß junge Hunde nicht wachsen sollen“, schreibt der Verfasser, „so gibt man ihnen bekanntlich Branntwein zu trinken, und sie bleiben Krüppel. Die Kinder unserer Polacken trinken von ihrer ersten Kindheit an Branntwein, Branntwein trinken die säugenden Mütter. Schwach, hager und klein bleibt diese Nation fast durchgehends. Eine Menge körperlicher Übel, der hohe Grad der Sterblichkeit und die kleine Bevölkerung finden unstreitig einen Hauptgrund in dem unwiderstehlichen Hange zu diesem Getränk. Auf seine Rechnung muß man auch billig zum Teil die herrschende Sittenlosigkeit schreiben.“ Über diese sagt er: „In der obereschleisch-polnischen Nation hat sie in Absicht des Geschlechtstriebes einen hohen Grad erreicht. — Knaben und Mägdlein, Knechte und Mägde erschöpfen ihre edelsten Kräfte im Dienst, und wenn sie des Dienstes und unordentlicher Lebensart überdrüssig sich endlich noch ehelichen, so vermehren sie ihr Elend mit einigen schwachen, elenden, krüppeligen Kindern, von denen zum Glück für die Welt kaum das dritte erzogen wird. Daher vornehmlich mit die geringe Bevölkerung.“

Auch die Robot und der Gesinde-Dienstzwang verschuldeten bei dem herrschenden Menschenmangel sicher mancherlei leibliche Gebrechen. Der Verfasser weist nach, daß auf den Vorwerken der Herrschaft, bei den Vollbauern, Halbhüfnern und Robotgärtnern zur Zeit nicht weniger als 35 Knechte und Jungen und 61 Mägde fehlten. Die Folge davon war, daß die Erwachsenen, wenn sie die wirtschaftlichen Geschäfte nicht ganz vernachlässigen wollten, sich übernehmen, und zehn- und elfjährige Kinder Arbeiten verrichten mußten, die in geordneten Verhältnissen dem Gesinde zukamen. „Ein Kind von zwölf Jahren ist ein Phänomen in den Schulen.“ Selbstverständlich wurde dadurch die körperliche Entwicklung der Jugend stark

gehemmt. „Man ist hier nur zu oft in dem Fall, Menschen von zwanzig Jahren und darüber, für zwölfjährige Kinder zu halten.“

Der Vollständigkeit halber sei nicht verschwiegen, daß der Verfasser auch allerlei Vorschläge zur Beseitigung des Menschenmangels macht, die meist recht beherzigenswert sind. Nur einmal geht er in seinem Eifer zu weit, wenn er schreibt: „Prämien auf uneheliche Kinder, so sehr sie dem orthodoxen System widersprechen, so sehr mich mancher über den unheiligen Gedanken verkehren wird, würden die Menschenzahl vermehren . . . Nur müßte der Staat diese Kinder als sein Eigentum ansehen.“

Die übrigen Beiträge aus Oberschlesien bestätigen oder ergänzen meist nur die Angaben dieses ersten Aufsatzes. Das Kapitel vom Aberglauben bereichern mehrere Notizen, z. B. ein Brief aus Oppeln vom 20. Oktober 1788, in dem sich folgende Stelle findet: „Der hiesige Gottesacker liegt innerhalb der Stadt, an der Pfarrkirche, ist schon für die Stadt selbst viel zu eng und verliert alles Verhältnis durch ein sonderbares Vorurteil der Landleute, die aus Aberglauben meilenweit ihre Leichen nach Oppeln schleppen, um sie in dieser vorzüglich heiligen Erde verweisen zu lassen.“ Hierher gehört auch der „Beitrag zur Naturgeschichte des Teufels“. Der Einsender berichtet darin von einem oberschlesischen Teufelsbauer, der den mächtigen Fürsten der Luft in einer gläsernen Flasche gefangen hält und dann und wann seinen erstaunten Gläubigen vorzeigt. Oft ist der eingesperrte Teufel so groß, daß er die ganze Flasche füllt, plötzlich aber schrumpft er zusammen und wird klein wie ein Mistkäfer, dem er in Gestalt völlig gleicht. Wenn ihm seine Gefangenschaft lästig wird, läuft er mit der Flasche wild im Zimmer umher, an den Wänden hinauf, über Schrank und Bank, und wirft alles herab, was ihm in den Weg kommt. Der Teufelsbauer weiß sich dann nicht anders zu helfen, als daß er einen Rosenkranz über die Flasche hängt. Und augenblicklich setzt sich Herr Urian hin, still und manierlich wie ein artiges Mäuschen. Wenn der Einsender nicht falsch berichtet worden, „so ist dieser Teufel von diesem seinem Bezwinger aus dem Leibe eines Weibes ausgetrieben; denn wohl zu bemerken ist, daß der Teufel in Oberschlesien noch zuweilen diese Behauptungen liebt“. — Diese beiden Proben mögen aber genügen.

Über „oberschlesische Sitte“, d. h. über eine freilich merkwürdige, plaudert ein Reisebrief aus Nicolai. Der Schreiber desselben kommt im Februar 1786 auf einer Reise nach Rußland nach Nicolai und übernachtet da in einem Gasthose. Es ist gerade in der Faschingswoche, das junge Volk kommt und tanzt. Der Reisende sieht zu, bewundert die Polonaisen der polnischen Bauernmädchen und Burschen und kommt zur Überzeugung, daß dieser Tanz ein unmittelbares Produkt des Volkscharakters sei. Er

bemerkt aber auch, daß jeder der tanzenden Burschen eine kleine Peitsche unter dem Pelze trägt. Darüber verwundert, erkundigt er sich bei dem Wirt und nachher auch bei dem Feldscher der Garnison, welchen Zweck diese Peitschen hätten. Und beide geben ihm dieselbe Antwort, nämlich: es wär in ihrer Gegend allgemeine Sitte der polnischen Bauernmädchen, nicht eher der Venus ein Opfer darzubringen, bevor sie nicht von den Liebhabern wären tüchtig geprügelt worden. Sie täten das, einmal um sich selber im Gewissen zu beruhigen, dann, um dem Geistlichen beichten zu können, sie wären gezwungen worden, diese Todsünde zu begehen.

Reicher an charakteristischen Beobachtungen ist ein zweiter Reisebrief, der aus dem Jahre 1784 stammt. Aus den Anmerkungen über einzelne Gegenden sei der Abschnitt über die herrnhutische Gemeinde Gnadenfeld bei Cosel hervorgehoben. „Gnadenfeld wird sehr angenehm und schön erbaut“, schreibt der Verfasser. „Beweis, daß die Vermischung der polnisch-oberschlesischen Nation mit Deutschen sehr viel zur Verbesserung ihrer Sitten und gesamten Kultur beitragen würde, ist diese Brüdergemeinde, die sich zum Vorteil Oberschlesiens sehr auszubreiten anfängt und aus dem nahen Mähren viele mährische Brüder an sich zieht. Im Anfang waren diese Leute dem polnischen Oberschlesier verhaßt, gegenwärtig aber stehen sie bei ihm schon in besonderer Hochachtung, und er bewundert ihr bescheidenes, wohlanständiges Betragen, ihre guten Sitten, ihren Fleiß und ihre Geschicklichkeit und spricht viel davon, was doch wohl diese Leute eigentlich für eine Religion haben müssen, die zu einer solchen Ordnung und Sittsamkeit anhielte. Besonders aufmerksam macht sie das Verfahren der Brüdergemeinde, jeden Säufer aus ihrer Gesellschaft zu verstoßen, da bekanntlich der Trunk ein Lieblingslaster der polnisch-oberschlesischen Nation ist.“

Die Bauart der obererschlesischen Dörfer charakterisiert er mit folgenden Worten. „Die in vielen Gegenden bloß Hütten ähnlichen Häuser, mit fast bis zur Erde niedergehenden Schilfdächern, sind von geschrotenem Holze, d. i. übereinander gepackten, ganzen oder halb durchgeschnittenen Balken. Auch Kirchen und Häuser in Städten findet man so erbaut. Der sichtbaren großen Holzverschwendung wegen ist diese Bauart längst verboten, und alle neuen Gebäude sollen auf Bindwerk aufgeführt werden. Wo sucht man indes nicht die Gesetze zu übertreten? Noch viele neue Häuser werden von Schrotholz erbaut und um ihnen die Farbe des Alters zu geben an den äußeren Wänden mit Kot überschmiert.“

Von der Bevölkerung gibt er folgende Schilderung. „Die Nation ist fast durchgehends klein und hager; selten sieht man große und robuste Menschen, sie müßten denn aus dem angrenzenden Teschnischen abstammen, wo eine große Menschenrasse wohnt. Viel Feuerlandsphysiognomien, selten ein

schönes Gesicht! Sie ist nicht höflich, wie die eigentliche polnische Nation; je näher der polnischen Grenze, desto höflicher und gesitteter wird sie. Die polnische Höflichkeitsbezeugung des Volkes, ihren Obern die Kniee zu küssen und wohl gar vor ihnen niederzufallen, herrscht nicht in Oberschlesien, doch küßt es ihnen Rock und Hände und nimmt die Verweigerung dieser Höflichkeitsbezeugung sehr übel." Die Ursachen für den Tiefstand der oberschlesischen Kultur sieht er in der elenden Wirtschaftseinrichtung, dem schlechten Viehstande, in der Trägheit und Niederlichkeit der meisten Bauern, — kurz, vorzüglich im Nationalcharakter des Volkes.

Aus diesem Nationalcharakter sucht in dem Aufsätze „Über den Selbstmord in Schlesien" ein Statistiker die auffallende Erscheinung herzuleiten, daß die Tabelle für Oberschlesien in den drei Jahren 1785 bis 1787 nur 16 Selbstmörder, für Niederschlesien dagegen 143 nachweist. Sollten diese Angaben wirklich richtig sein, meint der Statistiker, so bliebe dem Psychologen kein anderer Ausweg übrig, als die Ursache dieses Kontrastes im Charakter der Nation zu suchen. Und er behauptet, ein Volk, das unter dem Joch der Sklaverei geboren und erzogen wird, das nie seine Würde als Mensch fühlen, aber die grausamste Behandlung dumm ertragen lernt, das nur äußerst wenige, leicht zu befriedigende Bedürfnisse kennt, werde nur selten zur Verzweiflung gebracht werden. „Paris, London, Wien und Berlin zählen die meisten Selbstmörder. Aber nirgends gibt es auch mehr windige Projektmacher, verarmte Verschwender, Romanhelden, an Geist und Körper verkrüppelte menschenähnliche Wesen, als eben da. Alle diese Karikaturen sind in Oberschlesien noch Seltenheiten. Man weiß nichts von Werther und Siegwart, von Luftballen und Magnetism, die Weiber haben keine Krämpfe und die Männer keinen Spleen. Der gemeine Mann labt sich an Kapusta und Brantwein, teilt gesellig sein Lager mit verwandten Haustieren und beugt übrigens geduldig seinen untertänigen Rücken unter dem Stock des gnädigen Junkers. Daß er sich deshalb erschießen sollte, findet er sehr lächerlich, weil es von jeher so war und nach seiner Logik nicht anders sein kann."

Das letzte Heft der Monatschrift bringt einen Aufsatz über den „Schrotbau", den wir vielfach noch heut an oberschlesischen Holzkirchen studieren können. Friedrich der Große hatte zwar den Schrotwerkbau verboten, aber schon im „Reisebriefe" von 1784 wurde gezeigt, wie die Oberschlesier das Gesetz zu umgehen wußten. Der Verfasser dieses Aufsatzes führt ein paar andre Kunstgriffe an, die man damals mit Erfolg noch anwandte. Man mischte nämlich einige Stücke Holz vom alten Gebäude unter das neue und gab so den vom Grund aus neuen Bau nur für eine Reparatur des alten an. Oder man nahm dem Bau das Aussehen der Neuheit,

indem man die Außenseiten mit hölzernen Nägeln beschlug und einen dicken Mantel von Lehm darüber zog. Also eine Bemäntelung im wörtlichen Sinne! Die Schrotbauten wurden zur damaligen Zeit in folgender Weise ausgeführt. Man wählte schöne fernige Kiefernstämmе aus und schlug den Splint auf allen vier Seiten ab, daß sie ein quadratisches Aussehen erhielten. War das Holz zugerichtet, dann begann der Bau. Es gab da zwei „Manieren“, eine alte und eine neuere. Beide legten zuerst die Schwellen, die in ihren vier Ecken gehörig zusammengeblattet wurden. Man suchte dazu die stärksten Balken aus, denn sie bildeten die Grundlage des Gebäudes. Die neuere Manier setzte auf die Schwellen ausgefalzte Säulen, und zwar in die vier Ecken und dort, wo Quерwände angebracht werden sollten. In den Falz dieser Säulen wurden dann die Stämme eingelassen, so daß der erste dicht auf die Schwelle zu liegen kam, der zweite auf den ersten und so fort, bis das Haus die gewünschte Höhe erreichte. Waren auf diese Weise alle Wände fertig gestellt, so legte man über jede Wand eine Platte oder ein Rahmenstück, in welches die Säulen eingezapft wurden. Auf die Platten kamen Balken, und auf diese setzte man gewöhnlich den Dachstuhl. — Die ältere Manier errichtete aber gar keine Säulen, sondern die Schwellen, wie auch die übrigen Stämme, wurden an den Enden so eingehauen, daß immer ein Stamm in den anderen griff und die Stammenden auf den Ecken übers Kreuz hervorragten.¹⁾ — Wer sich genauer über den Schrotbau informieren will, den verweise ich auf Dr. Paul Knötels Aufsatz „Die Holzkirchen Oberschlesiens“. (Oberschlesien I, S. 249.)

Was die alte „Monatschrift“ sonst noch über und aus Oberschlesien bringt, ist nicht von allgemeinem Interesse. Auch ist's nicht mehr viel. Das Wenige, das ich hier mitgeteilt habe, wird aber schon genügen, um dem Leser zu zeigen, welchen Wert die neue ober-schlesische „Monatschrift“, die sich im Gegensatz zu ihrer Vorgängerin die gründliche Kenntnis der Heimat zur Hauptaufgabe stellt, — welchen Wert „Oberschlesien“ einst für den Kulturhistoriker haben wird.

¹⁾ Auf gleiche Weise wurden auch die Quерwände in die Seitenwände eingehauen.

Im Tal der Jugend.

Erzählung von
Marie Klerlein.

(Fortsetzung.)

Um ein Haar — und er wäre überfahren worden. Für die Handverstauchung, die er erlitt, haben ihm die Herren ein paar Wochen später drei Taler Schmerzensgeld zahlen müssen.

So schnell und toll sie auch fuhren — Frau Rölle war nicht mehr einzuholen. Sie mußte recht schnell gegangen sein, trotz ihrer alten Beine. Doch sie erwischten sie in der Stadt. Der Blick des Jungen erhaschte sie, als sie in den Krämerladen neben der Apotheke ging. In der nächsten Minute hatten auch die drei freiwilligen Häfcher den Laden erreicht, und sie kamen hinzu, als ihr Opfer ein paar Lot Kaffee erwarb.

„Weib, wo ist das gestohlene Geld? . . . Das Geld her!“ . . . „Alte, das Geld, oder der Deigel holt Dich gleich auf der Stelle mit Schnellpost!“ . . .

Die Greisin glaubte zunächst an einen närrischen Jux, und halb belustigt, halb entrüstet kam es von ihren Lippen: „Sie sein wull nich recht bei Troste?“ — womit sie ihren Zweifel an der Zurechnungsfähigkeit der Angreifer ausdrücken wollte. Sie fand kaum Zeit zu erschrecken und den vollen Ernst des Überfalls zu erkennen; denn was nun mit ihr geschah, ging so schnell, daß sie dabei gar nicht richtig zur Besinnung kam. Sie wurde auf die Straße gestoßen und mit rauher Gewalt über den nahen Markt nach dem Rathause gezerrt und geschoben. Erst als sie in der Polizeistube vom Polizeisergeanten angebrüllt und so derb mit flobigen Händen angefaßt wurde, daß ihr die Arme weh taten, erkannte sie, daß man sie für ein schlechtes Weibsbild hielt und eines Diebstahls zieh. Sie mußte ihre Taschen umdrehen, mußte die Jacke ausziehen und zuletzt noch gar ihren Rock. Das wollte sie nicht tun; aber sie wurde gezwungen, und der Polizeisergeant half ihr dabei so grob und ungeschickt, daß die Haken losrissen. Am ganzen Leibe wurde sie betastet und befühlt; sogar die Schuhe und Strümpfe blieben von der Untersuchung nicht verschont. Immerfort

verlangten die Herren das gestohlene Geld von ihr, und sie wußte doch nichts von solchem Gelde. Sie sollte bekennen, wo sie es hingebracht — wo sie es versteckt habe; ob sie im Vorschußverein, oder in der Sparkasse, oder sonst irgendwo gewesen sei. Sie beteuerte nur immer, daß sie „vunischte nich wisse“; doch sie glaubten ihr nicht und sie pufften, zwickten und bedrängten sie, drohten ihr mit fürchterlichen Strafen und meinten zuletzt, sie werde wohl das Geld in Wiesdorf zurückgelassen haben. Der Polizeisergeant mußte sie abführen. Er führte sie durch die Glockengasse und die Gürtlergasse nach dem Inquisitoriat. Viele Leute gingen neugierig nebenher und hinterdrein. Im Inquisitoriat wurde sie eingesperrt.

Während das geschah, ging in ihrer Wohnung daheim die Zerstörung los. Auf Geheiß der Ortspolizei mußte der Schmied die Tür öffnen, und es begann eine amtliche Tätigkeit, die als Haussuchung bezeichnet wird. Eine gründliche Durchforschung der Wohnung fand erst am nächsten Tage statt, nachdem als erwiesen galt, daß Frau Rölle das Geld weder in die Sparkasse, noch in den Vorschußverein, noch zur Post gebracht hatte. Bei dieser Gelegenheit war es, als die hübsche, saubere Stube von Grund aus verwüstet wurde, so daß nicht einmal die vielen merkwürdigen Bilder an den Balken blieben. Der verloren gegangene Geldschatz kam nicht zum Vorschein. Man vermutete, daß Frau Rölle das Geld auf dem Felde oder am Mühlbach versteckt habe. Im Dorfe verbreitete sich die Ansicht, daß es an den Sohn in Amerika abgegangen sei. Zwar bestritt dies der Gendarm, der vormittags auf der Post gewesen war und sich erkundigt hatte; doch die Wiesdorfer ließen sich von ihrer Meinung nicht abbringen.

Frau Rölle war nur einen Tag im Inquisitoriat. Dann kam sie ins Gefängnis nach Ratibor. Der Untersuchungsrichter lud viele Zeugen vor, und eines Tages kam er mit dem Staatsanwalt und einem Gerichtsschreiber nach Wiesdorf, sah sich die Oberstube und die ganze Wohnung bei Koniectys an und ließ sich noch einmal erzählen, wie sich alles zugetragen habe. Ungefähr drei Wochen dauerte die Untersuchung; dann wurde die Gefangene freigelassen, weil, wie gesagt wurde, die Beweise zu ihrer Verurteilung nicht ausreichten.

Das waren die Begebenheiten, die Eduard Rölle im Hause des Brenners erfuhr. Frau Koniecty war keine gute Berichterstatterin; sie kam in ihrem Mitteilungseifer vom Hundertsten ins Tausendste, plapperte viel von nebensächlichen Geschichten, von ihren Gefühlen und Meinungen, von ihren Beziehungen zu Eduards Mutter, und der Sturzbach der Rede glitt hastig an Punkten vorbei, an denen die Aufmerksamkeit des Gastes gern länger verweilt hätte. Immerhin gewann Eduard eine rechte Vorstellung von dem Märtyrium seiner Mutter, sowie von allen den Leidensstationen,

auf denen sie gemartert und schimpft worden war, bevor der Tod sie erlöste.

Zu dem schaurigen Bilde, das er fortan unvergänglich im Herzen trug, waren im Pfarrhause die Umrisse und Grundlinien gezogen worden; die Pächtersfrau brachte die Einzelheiten und das Kolorit hinein. Sie lieferte mancherlei kleine Episoden, von denen jede einzelne trostlos und erschütternd war und die zusammen ein Schreckensgemälde ergaben, dem die Nacht innewohnte, mit seinen Düsferfarben das ganze Leben des jungen Rölle zu verdüstern.

Er war ruhig geblieben, während sie erzählte — äußerlich ruhig. Mit starker Selbstbeherrschung hatte er die Gewalten des Schmerzes, der Empörung und eines unendlichen Seelenwehes niedergerungen und sich oft gewaltsam eingebildet, daß er eine Geschichte höre, die ihn nichts angehe, oder das alles nur Traum und Mythe sei. Dennoch war er seelisch vernichtet, als er die Frau verließ. Er klagte sie nicht mehr an; die Kraft und der Wille waren ihm verloren gegangen. Sein einziges Verlangen war, schnell fortzukommen — fort von den Menschen, in die Einsamkeit, in der er die höllische Qual, die er erlitt, hinaus schreien konnte ins Weltall und zu den ewigen Mächten, die solches Unrecht und solche Pein geschehen ließen.

*

*

*

Wenn zwei Weibspersonen zusammen kommen, deren Seelen vom Mittheilungsdrange wie mit elektrischer Spannung erfüllt sind und die einander ungeheuer viel zu berichten haben, so übertreffen sie in der Verwertung der göttlichen Gabe, die wir Sprache nennen, jeden Sprachmeister und Rhetoriker. Ich darf mich rühmen, daß meine Zunge so flink und gewandt ist, wie es die Zungen aller redelustigen Mittschwestern sind; doch in der Kunst der Mittheilbarkeit war ich im Vergleich zu meiner älteren Freundin, der Mutter Kerber, eine schlechte Dilettantin. Vom Vespertische war ich ihr in den Garten gefolgt, wo sie Unkraut jätete und mit der Hacke hantierte. Auch ich ergriff die Partei aller braven Küchenpflanzen, die auf den wohlgeordneten Beeten gediehen, und half sie mit fleißiger Hand befreien von dem unverschämten, pöbelhaften Gefindel der Disteln, des Sauerflees, der Ackerwinden, des wilden Rapses und der Quecken, das ihnen rechtswidrig den Boden streitig machen wollte. Mit der eifigen Tätigkeit der Hände wetteiferte Mutter Kerbers Zunge. Ich hatte nach der Selma gefragt — was sie treibe, ob sie schon einen Mann habe und ob sie noch immer so hübsch von Gesicht und so häßlich von Gemüt sei wie früher. Auf diese flüchtigen Fragen erhielt ich so erschöpfende Antworten, daß ich nicht nötig

hatte, mich weiter nach dem Geschick der unleidlichen Kindheitsgefährtin zu erkundigen.

In den langen Jahren ihrer Jungfräulichkeit pochten so viel Freierleute bei ihr an, daß sie ausgereicht hätten, alle heiratsfähigen Mädchen in ganz Wiesdorf und Langdorf unter die Haube zu bringen. Selma kam trotzdem nicht unter die Haube. Alle Freier schnappten ab; die einen bereits in den ersten Stadien ihres Liebeswerbens, andere erst in letzter Stunde, wenn es schon hieß, daß die Verlobung perfekt sei. Die Ursachen dieses Abschnappens waren verschiedener Art. Bald erregte das umworbene Fräulein, bald dessen Herr Papa das Mißfallen der Heiratskandidaten, und in den meisten Fällen soll sich dieser Herren noch eine andere Enttäuschung bemächtigt haben.

Im Lande ging das Gerücht, daß Fräulein Selma ein sogenannter Goldfisch sei. Der fleißigste Verbreiter dieser Kunde war Herr Koniecky. Er war selig, wenn er von seiner Tochter reden konnte, und er redete überall von ihr, wo er auf seinen Geschäftsreisen hinkam. Wenn er nüchtern war, tat er es in recht leidlicher Weise; hatte er jedoch getrunken, so regte sich der Prahlhans in ihm, und er verkündete großmäulig und aufdringlich, daß er seine Selma nicht dem ersten besten Hundsfott, der ein Bauerngut oder ein paar tausend Taler Geld habe, hingebe. Obgleich er einen Ton anschlug, der auf die heiratsfähigen Jünglinge abschreckend wirken mußte, suchte Herr Koniecky mit klugen Mitteln alle jungen Leute dieser Gattung mobil zu machen. Er brachte es fertig, sich mit Heiratsagenten in Ratibor und Breslau in Verbindung zu setzen und auch durch Zeitungsinsertate sein Ziel zu verfolgen. Er brachte es soweit, daß jeder fremde Herr, der sich in Wiesdorf blicken ließ, von den Ortsbewohnern als ein nach der Selma strebender Freier angesehen wurde. Diese ins Großartige gehenden Lockungskünste hatten für Selma zur Folge, daß sie so viele Liebesromane erlebte, wie hundert andere Landmädchen zusammen. Leider hatte jeder dieser Romane ein unbefriedigendes Schlußkapitel. Entweder gelangten die Liebhaber zu der Entdeckung, daß die Schuppen des Goldfisches, nach dem sie angelten, viel dünner vergoldet waren, als sie erwartet hatten, oder aber, sie wußten sich nicht in die unergründlichen Launen des Mannes zu finden, der ihr Schwiegervater werden sollte, und da Herr Koniecky oft sogar aus geringfügigen Anlässen teuflisch wild und wütend werden konnte, gab es ein Ende mit Schrecken, ein paar Mal sogar mit Prozessen.

*

*

*

Kinderherz, wie eng ist deine Welt! Kinderfüße, wie kurz sind euch die weitesten Wege!

Am sinkenden Tage ging ich die Straße und die Pfade, die zu den Waldwiesen und dem Walde führen. Langsam, mich erquickend an dem seltenen Genuße, keine Eile zu haben, mich still berauschend an meiner Freiheit, schlenderte ich weiter und weiter vom Dorfe fort und betrachtete mit innigem Wohlbehagen das mir lievertraute Landschaftsbild, dessen Mittelpunkt ich war. Vor mir grünes, langgestreiftes Fruchthland, ein Streifen am andern, jeder einzelne das Beste der ererbten Besitztümer einer Bauernfamilie darstellend, und weit — weit im Hintergrunde der stille dunkle Wald, um den das Licht der Spätnachmittagssonne einen feinen bläulich-silbernen Schleier wob. Links vom Walde ein fernes Kirchdorf mit einem dickbauchigen gedrechselten Turmdache und einigen weißen, hohen Häusern, die aus der unbestimmten, sanft verschleierten Dunkelfärbung des Horizontes wie lichte Schlösser hervorleuchteten. Nir zur linken ruhte die Himmels-glocke auf einem lang ausgestreckten Hügelrücken unserer Feldgemarkung, und nach rechts hin verlor sich das fruchtbare Gelände im Buschwerk, das an Wassergräben und Teichen gedieh. Es schloß den Ausblick nach jener Richtung fast völlig ab, so daß ich nur hin und wieder auf diesem Spazierwege die Gebäude einer dort liegenden Kolonie hervorlugen sah. Hinter mir sperrte mein Heimatdörfchen in trauter Vereinigung mit dem Nachbardorfe die Welt ab.

Seltam, wie weit der Weg zum Walde war! Er war doch gewiß nicht in die Länge gewachsen seit meiner Kindheit Tagen! Und dennoch ließ mich das Empfinden nicht los, als habe sich die Entfernung zwischen Dorf und Wald verdoppelt. Das war ja eine kleine Halbtagswanderung! Ich mußte wohl doch etwas schneller gehen, wenn ich noch vor Beginn der Nachtfinsternis heimkehren wollte! Als ich diesen Weg noch mit kleinen, bloßen Füßen zurücklegte, war er mir niemals weit vorgekommen; ich hatte damals das Gefühl, als lägen die Wiesen und der angrenzende Wald nahe beim Dorfe und als gehörten sie zum Dorfe; jetzt zum ersten Male wurde mir klar, daß sie dem Grundbesitze einer entfernten Gemeinde zugehörig waren.

Ich sah mich nach der großen Eberesche um, die immer besondere Aufmerksamkeit erregte, weil sie in der langen Obstbaumallee der einzige Baum war, dessen Früchte als ungenießbar galten. Gern hätte ich ihn um Verzeihung gebeten für die Grausamkeiten, die ich an ihm begangen. Oft im Herbst, wenn ich mit den Kühen auf die Wiese zog, schlug ich ihn herzlos mit der Peitsche, bis er mir genug von seinen roten Korallen hergegeben hatte, aus denen ich mir Halsketten und Armbänder bereitete. Er hatte das Leben verlassen, und ich fand nicht einmal die Stelle mehr, an der er gestanden.

Der Wald — mein Jugendwald, der mich so manches Jahr hindurch mit wunderköstlichen Gaben beglückte, der im zeitigen Frühjahr mein Kinderherz aufjubeln ließ, wenn es unter dem Gesträuch und dem schmelzenden Schnee die ersten weißen Blumenglöckchen fand, der mir im Sommer an feinen Stengeln die roten, würzigen Erdbeeren, im Herbst die schwarzfunkelnden Brombeeren darbot, und der mir Blumenkränze gab, die eigener und schöner waren als die Blumen der Wiesen — er zog mich gewaltsam zu sich hin. Die Sonne war schon so tief gesunken, daß nur noch die Wipfel der über die andere Baumwelt aufragenden Eichen von dem scheidenden Lichte verklärt waren. Ein kühler Schauer wehte mich an, als ich auf schmalem Fußpfade zwischen Erlendbüsch in das dämmerdüstere Labyrinth eindrang, in dem ich mich einst heimisch fühlte und das mir jetzt fremd und geheimnisvoll vorkam. Schon raubten die Schatten dem Grase den grünen Schein und den Blüten die Farben. Mich umgab das Schweigen der Einsamkeit, und langsam beschlich mich das stille Grauen vor dem Ungewissen, dem Unnennbaren, finsternen, vor dem die Seele in Dunkel und Verlassenheit leicht erschrickt. Dieses Grauen, das keine Furcht ist, dem die wachen Sinne spotten, und das dennoch das Gemüt wie eine Macht aus anderen Welten zu lähmen vermag und den Atem zum Stocken bringt, zwang mich zur Umkehr. Es wich von mir, als das belebende Licht mich umfing und mein Blick die weite Wiesenflur durchmessen konnte. Drüben auf der Chaussee rasselte ein Wagen und irgendwo in der Höhe zirilierte eine Lerche, die des Singens immer noch nicht müde war, der hinter dem Walde versunkenen Lichtgöttin ein letztes Scheidelied nach. Manchmal berührte mich ein verirrter Vogelflang, der tief aus der Wildnis herkam und der Niederkehle einer Nachtigall entsprungen sein mochte. So drang der Ton des Lebens in meine Stille, und vor ihm entfloh der letzte Schauer des Bangens aus dem Gemüt. Ich spazierte durch den Abendfrieden und versenkte meinen Geist in die Vergangenheit. An die Mutter dachte ich, die mich immer lobte, wenn ich im Herbst recht fleißig Eicheln sammelte. Von den Eicheln wurde das Schwein recht fett, das zu Weihnachten geschlachtet werden sollte. Sie gab mir, wenn ich nachmittags unsere zwei Kühe und die Ziege austrieb, ein Säckchen mit, und wenn dann die Kühe grasten und die Ziege nachforschte, ob in dem Gesträuch am Grabenrande noch ein paar saftige Blätter zu finden seien, lief ich in den Wald unter die hohen Eichen und sammelte die herabgefallenen Früchte. War ich fleißig und vom Glück begünstigt, so durfte ich sicher darauf rechnen, daß mir die Mutter zur Belohnung meine Abendschnitte recht dick mit Butter bestrich. War ich faul oder zog es vor, auf der Wiese mit andern Kindern zu spielen und Unsinn zu treiben, anstatt im Walde Eicheln

zu suchen, so sparte die Mutter beim Schmieren des Brotes, und ich bekam wohl auch noch einige Scheltworte zu hören.

Still und in träumerischer Versunkenheit ging ich durch das sommerabendfeuchte Wiesenland, wunschlos wie die schlafenden Blumen zu meinen Füßen, märchenfelig wie das spinnwebzarte, nebelweiße Geistervolk drüben am buschigen Damme bei der großen Wasserlache. Alle die ungewissen Mächte meines Innern, alle die Gedanken, die sonst mahnend oder vorwurfsvoll, bedrängend oder drohend am Herzen rütteln, hatten — o wunderbares Ereignis! — Feierabend gemacht. So sanft und friedensvoll war mir zu Sinn, als wandelte ich beim Glanze des Abendsternes durch die Friedensauen einer holden Sage. Wie lange dieses paradiesische Abendglück auf den verzauberten Fluren meines Jugendlandes währte, weiß ich nicht, denn ich hegte das Empfinden, als ließe die rauschende Zeit ihre fittige sinken, um süß am Waldesaume zu rasten. Ich weiß nur, daß ich mich wieder als Kind fühlte und daß es mich hinzog zu dem Wiesenstreifen, der einst meinen Eltern gehörte. Er war begrenzt von einem Wassergraben, der in Verbindung stand mit der großen Lache. An einer Stelle, an der das Grabenwasser mit leisem Geplätscher über ein paar aus dem Grunde hervorragende Steine rieselte und an der meine Kühe tranken, wenn sie durstig waren, ließ ich mich ins Gras nieder. Ich zog mein helles Sommerkleid über den Kopf, legte mich auf den Rücken und hielt stumme Zwiegespräche mit zwei Altersgenossen. Die beiden blickten schweigend und verwundernd auf mich herab. Sie erkannten mich nicht wieder; ich aber wußte, wer sie waren, und ich wunderte und freute mich über ihr gesundes und prächtiges Wachstum. Das waren zwei Birken, die mein Vater im Jahre meiner Geburt gepflanzt hatte. Ich wußte jetzt, wie hoch solche Bäume in etlichen zwanzig Jahren wachsen, und mein Wissen von der Natur gewann somit eine kleine Bereicherung. Jenseits des Grabens, auf der gräßlichen Wiese, standen früher, in weiten Abständen von einander, ebenfalls Birken, sechs an der Zahl. Jetzt erblickte ich nur noch eine davon. Eigentlich zwei; denn diese eine war ein Doppelbaum. Aus gemeinsamer Wurzel erhoben sich zwei starke hochaufgeschossene Stämme. Mir tat es weh, die andern nicht mehr zu finden; ich hatte sie alle lieb gehabt.

So lag ich oft als flachshaariges Kind, sah den eilenden Wolken zu und sann über die Erzählungen der Frau Rölle und über allerlei Spukgeschichten nach. Manchmal ließ ich mich von meiner Nachbarin, der Brenner-Selma, die auf der herrschaftlichen Wiese die zwölf Kühe ihres Vaters hütete, über den Graben locken; zuweilen auch kam sie zu mir herüber. Selten aber war dieses nachbarliche Zusammensein für mich eine Freude. Wir kamen fast nie gut aus miteinander. Mich zu ärgern und

zu kränken war für sie ein helles Vergnügen. Sie zog ein langes Stück geräucherte Wurst aus ihrem Schubfach, hielt es mir vors Gesicht und sagte: „Riech amoll!“ Wohligh stieg mir der Duft der Wurst in die Nase; doch ich unterdrückte das Begehren, das er in mir erweckte, und ich tat, als sei ich völlig gleichgültig, wenn sie den köstlichen Zipfel verzehrte, ohne mir ein Stückchen zum Kosten zu geben. Aus Rache nahm ich dann meine drei Birnen aus der Tasche, lobte deren Süßigkeit, aß sie alle drei und schlug mich zum Zeichen, daß sie mir wunderbar gut schmeckten, leise mit der flachen Hand an die Brust. Aber ich kam nicht gegen Selma auf. Sie lachte verächtlich und höhniisch und meinte, ich müsse Birnen essen, weil wir arme Leute seien und ich von meiner Mutter nichts Besseres kriegte. Das leuchtete mir ein. Ich bezwang meinen Haß und fragte voll Bewunderung, ob die Kinder reicher Leute alle Tage geräucherte Wurst bekämen. Sie gab mir den Bescheid, daß es bei ihr daheim alle Tage Kuchen, Honig, Schinken, Wurst und ganz große Äpfel und Birnen gäbe. Solche kleine Birnen, wie ich sie immer aße, bekämen bei ihren Eltern die Schweine. Gereizt durch ihre letzte Bemerkung erwiderte ich, daß meine Eltern alles hätten, was sie brauchten und daß wir uns satt essen könnten und froh dabei seien. Die Antwort, die sie darauf gab, war eine neue Beleidigung für mich. In ihren Augen waren wir Hungerleider. Einmal sagte sie mir: Wenn sie, wie ich, einen Vater hätte, der beinahe so viel wie ein Bettler sei, würde sie sich schämen. Das brachte mich zur Wut. Auf meinen Vater ließ ich nichts kommen. Wie eine wilde Kacke sprang ich auf sie los, schüttelte und zerrte an ihren Zöpfen, schlug sie ins Gesicht und auf den Kopf, spuckte sie an und schrie ihr zu, daß ich ihren Vater gar nicht zum Vater haben möchte. Meiner sei mir tausendmal lieber. Und ich drohte ihr, daß ich ihr alle „Zumpeln“ ausreißen werde, wenn sie noch einmal „so was“ sage.

Am nächsten Morgen war ich in der Schule auf eine Tracht Prügel gefaßt; merkwürdiger Weise jedoch wagte die Klatschfüchtige Kameradin diesmal nicht, mich anzuzeigen. Von jener Zeit an hatte sie Furcht vor mir. Wenn sie mich verhöhnte, und wenn sie von der Armut meiner Eltern in frecher und verletzender Weise sprach, blieb sie mir immer ein paar Schritte vom Leibe, und sobald ich wütend wurde, suchte sie flink das Weite.

Solche Jugenderlebnisse hinterlassen im Herzen Eindrücke, die unvergänglich sind. Das ist mit dem Herzen so, wie mit dem wunderbaren Apparate, den Edison erfunden hat. Die Tonwellen, die ihre schier unsichtbaren Spuren auf zarter Wachsplatte zurückgelassen haben, erwecken die verklungenen Töne zu neuem Leben, wenn sie bei freifender Bewegung

von der Nadel des Schalltrichters berührt werden. Wenn die Erinnerung zufällig über die Stellen meines Herzens gleitet, die von jenen aufregenden Vorgängen am Wiesengraben getroffen wurden, so geben sie in vibrierenden Schwingungen Wort für Wort die alten Geschichten wieder, und immer wird dabei die frohe Laune des Gemüthes, wenn auch nur flüchtig, gelähmt.

Über mir, in der Mitte der Himmelskuppel, leuchtete mein Lieblingsstern, die Kapella. Allmählich entzündete sich der ganze Kranz des Sternbildes, das sie als glänzendes Diadem regiert. Meine Hand fühlte, daß das Gras feucht wurde vom Abendtau. In die Sommernachtsträume, denen ich mich hingeeben hatte, drängte sich das Gefühl, daß es Zeit sei zu Menschen zu flüchten. Bei dem Gedanken, daß ich ganz allein sei auf der weiten, nächtlichen Wiesenöde, durchrieselte mich jählings ein geheimnisvoller Schauer des Grauens und der Furcht. Ich erhob mich, verharrete jedoch, von einem überraschenden Anblick betroffen, in sitzender Stellung. Schräg über die Wiesen bewegte sich raschen Ganges eine Gestalt. Was wollte sie? — was für einem Ziele strebte sie zu? Meine Blicke drangen in scheuer, ängstlicher Neugierde durch das Dämmerdülster, und nach kurzem Zweifel glaubten sie bestimmt zu erkennen, daß die Gestalt ein Weib war. Eine Verirrte? . . . Eine Unglückliche, die vor den Menschen flüchtete? . . . Eine Übeltäterin, die Schutz in der Verborgenheit suchte? . . . Eine verzweifelte Seele, die von den Furien ihrer Pein gehezt wurde? . . . Jetzt kam sie geraden Weges auf mich zu . . . geraden Weges durch das hohe Wiesengras. Ich duckte mich nieder und kroch näher zum Graben hin, zum Dunkel des Gesträuches . . . Hatte sie mich gewahrt? . . . Was wollte sie von mir? . . . War es ein Geistertrug? . . . Eine Furcht vor einer gespenstischen Macht ergriff mich und benahm mir den Atem.

Lauernd, mit gespannten Nerven, wie ein scheues, gefährdetes Wild, lag ich unter dem Gezweig der Salweiden. Alle meine Gedanken riefen mir zu, daß in einer der nächsten Sekunden ein Schrecknis, eine seltsame Offenbarung, ein großes Schicksal über mich hereinbrechen werde. Ich raffte alle meine Seelenkräfte zusammen und war gewillt der räthselhaften Erscheinung mutig zu begegnen. Im entscheidenden Augenblicke bebte mein Herz in Angst und zugleich in wilder Abenteuerlust.

Sie war am Bache . . . Wo blieb sie? . . . Den Augen war sie entschwunden. Unheimlich war die Stille, die jetzt eintrat. Mit scharfer Aufmerksamkeit und vorgestrecktem Halse lauschte ich. Was tat sie? . . . Endlich vernahm ich ihre Schritte und glaubte sogar zu hören, wie ihr Kleid über das Gras hinstrich. Sie eilte am Ufer entlang. Ich hatte das Empfinden, als sei sie unschlüssig geworden, wohin sie sich wenden und ob sie den Graben überspringen sollte. Gedrängt von der Begierde, ihren Lauf

mit den Blicken zu verfolgen, richtete ich mich nach kurzer Weile auf. Sie mußte wohl schon, nach der Schnelligkeit zu urteilen, mit der sie quer über die Wiesen gelaufen war, ein weites Stück fort sein. Das hochgewachsene Strauchwerk versperrte mir den Ausblick. Hurtig lief ich, mein Oberkleid noch immer über den Kopf geschlagen, nach einer buschfreien Stelle des Grabens hin. Die Augen durchforschten die Weite. Doch auf einmal sah ich das Weib — meine Glieder wurden starr vor Schreck — etwa fünfzehn Schritte von mir entfernt an der Doppelbirke kauern. Ich sah, wie es einen Gegenstand — einen Hammer oder eine Hacke — in der Hand hielt und wie es hastig an einer Stelle beim Baume das Erdreich zu schlagen oder aufzuhacken begann. Neben ihr stand, wie ich deutlich zu erkennen glaubte, ein Handkorb. Jäh durchblitzte mich eine furchtbare Erkenntnis. Eine Kindesmörderin! . . . Und ich war vom Geschick als Zeugin des entsetzlichen Verbrechens hergesandt worden . . . In der Nacht und Einöde tat ich einen Blick in die schaurigsten Schrecknisse des Daseins . . . Doch ich dachte nicht darüber nach. Ich war keines Gedankens mächtig. Mein fühlen und Denken war in Erstarrung geraten.

Ein durchdringender, entsetzlicher Schrei! So mag ein zages Weib aufschreien, wenn es aus dem Hinterhalt von Räubern überfallen wird. Oder eine von höllischen Träumen gequälte Sünderin, wenn sie im Traume sieht, wie der teuflische Rächer, gehornt, feurig glühend und mit grausem Lachen an ihr Lager tritt, und wenn sie fühlt, wie ihr seine Krallentaten an die Kehle greifen . . . Ein Schrei — so nervenerschütternd, daß ich die Augen schloß und bis in alle Tiefen der Seele erbebt.

Sie hatte mich erblickt — sie lief über die Wiesen, stürzte nieder, stieß einen neuen Schrei aus, sprang auf und rannte weiter. Sie floh vor einem Gespenst, und sie mochte wähnen, daß sie von den Furien der Rache verfolgt und geheßt werde.

Ich ließ das über den Kopf geschlagene Kleid herunterfallen. In meiner Vermummung war ich von ihr für einen Geist gehalten worden, — für eine schemenhafte Ausgeburt der Unterwelt, für eine Abgesandte der Hölle.

Mir war unheimlich zu Sinne geworden. Ich holte meinen Hut, der noch an der Stelle lag, an der ich geraftet hatte, und entfloh ebenfalls von der Stätte des Entsetzens. In meiner Kehle würgte jetzt die Angst; auch mir war es, als haßte sich gespensterhaftes Geschmeiß an meine Fersen, als sei die Nacht voller Todesgefahren und als lauere hinter jedem Busch und Baum ein Verbrechen. Als ich die Chaussee erreicht hatte, war mein Atem ausgegangen. Keuchend ließ ich mich an einem Feldrande nieder, und während ich nach neuen Kräften rang, horchten Ohr und Herz mit furcht-

samer Spannung auf die Geräusche der Nacht. Wenige Sekunden nur — dann lief ich weiter. Die Nacht war düster geworden, und ein Licht, das vom Dorfe her grüßte, galt mir als eine Leuchte des Heiles. Nach langem Hasten kam ich in die erlösende Nähe der ersten Häuser, und mir wurde leichter zu Gemüt. Bald saß ich bei Kerbers in der Billardstube. Sie wunderten sich, wo ich so lange gewesen sei, und die beiden Frauen erkundigten sich sorglich nach meinem Appetit. Ich entzog mich ihrer liebevollen Fürsorge und ihrer Plauderlust etwas unartig durch die Angabe, daß ich Kopfschmerzen habe. Mutter Kerber geleitete mich in mein Zimmer und zeigte Lust, mich als Patientin mit einem Hausmittel zu behandeln, doch ich lehnte den Beistand mit einer Entschiedenheit ab, der ihr vielleicht weh getan hat. Ich mußte allein sein. Das grauenvolle Geheimnis in meiner Brust beschäftigte mein ganzes Empfinden so völlig, daß ich nicht fähig war, an anderes zu denken und über anderes zu reden. Und ich war gewillt, über das Schrecknis nur mit einem einzigen Menschen zu sprechen: mit Herrn Pfarrer Weiß. Der Schlaf wollte nicht kommen. Stundenlang mühte der aufgeregte Geist sich ab, das bange Rätsel der Nacht zu lösen. Mit phantastischer Erfindungskraft wob er aus den verschiedenartigsten Vermutungen lauter trostlose Geschichten, und unter allen den Gefühlen, die mich dabei beseelten, war am stärksten und sieghaftesten das Mitleid — das tiefe Mitleid mit dem unseligen, verbrecherischen Weibe, von dem ich die feste Überzeugung hegte, daß es ein Opfer des Verrates, der Not und der Verzweiflung geworden war.

Ich hätte die fliehende anrufen und ihr eine Trösterin, vielleicht eine Retterin sein sollen! Doch ich war schreckensstarr und feig gewesen. Aber sie hätte ja nicht gehört auf meinen Anruf! Und als ich zur Besinnung gekommen war, raunte sie schon in wahnwitziger und unaufhaltsamer Eile in die Dunkelheit.

Ich bin eine Natur, die zu Selbstvorwürfen schnell bereit ist. Diesmal sprach mich das Gericht meines Gewissens frei.

*

*

*

Am anderen Morgen ging ich nach Langdorf in die Messe. Zu rechter Andacht kam ich nicht, weil die Erinnerungen unaufhörlich ihr Wesen trieben und weil mich alle Bilder von den Wänden, alle die goldenen und buntbemalten Statuen der Heiligen auf den Altären und alle die geschnitzten und gemalten Engel als gute Bekannte grüßten und die vor langer Zeit abgebrochenen Beziehungen erneuern wollten. Doch viel mehr als dieses Spiel der Betrachtungen und der stummen Zwiesprache mit der

gestaltenreichen Zierde der Wände nahm der Priester am Marienaltar meine Aufmerksamkeit gefangen. Mein alter Pfarrer war es, der mich getauft, mich in der Religion unterwies, mich zum ersten heiligen Abendmahl vorbereitet, mich in die Gemeinschaft der Gläubigen aufgenommen hatte. Noch nie sah ich einen schöneren Greis. Ungebeugt war die hohe Gestalt, edel umfloß das seidenzarte Bleichhaar sein feines Gesicht. Auch ein Zweiflerherz mußte beim Anblick dieses hoheitsvollen Patriarchen, der mit Würde und Hingebung und schlichter Einfalt das Wunder der Messe vollzog, die Gewißheit erlangen, daß es wirklich und wahrhaftig priesterliche Vermittler gibt zwischen den Bewohnern dieses dunklen Erdentales und den himmlischen Gewalten.

Als er sein gottesdienstliches Werk vollendet und sich in der Sakristei des Messgewandes entledigt hatte, erschien er mir ganz verändert. Eine betäubende Wandlung war mit ihm vorgegangen. Langsam, bedrückt von der Last der Jahre, mit unsicher tappenden Füßen, ging er nach dem Pfarrhause. Drinnen im Gotteshause hatte er den Eindruck auf mich gemacht, als ob er trotz des hohen Alters ein aufrechter und rüstiger Mann sei; jetzt aber sah ich, daß er doch schon recht gebeugt und schwächlich war. Ich wußte jetzt, daß in seinem Gemüt eine himmlische Kraft waltete, die ihm, wenn er am Altare stand, die Gebrechen des Alters überwinden ließ.

Ich ging zum Grabe meines Vaters, zum Grabe der Mutter Rölle und dann in den Pfarrhof. Dort traf ich den Herrn Pfarrer in der Laube. Neben ihm stand das Kaffeegeschirr. Beherzt trat ich vor ihn hin und sagte, wer ich sei. Er lud mich zum Niedersitzen ein, betrachtete mich mit freundlich fragendem Blick und rief nach einigem Besinnen mit sichtlich Freude aus: „Ja, ja, Sie sein's noch!“

Nun erst reichte er mir die Hand, und bald plauderten wir mit einander, wie zwei alte Bekannte. Er entsann sich auf das Begräbnis meines Vaters und sprach davon; ich erzählte ihm in Kürze von unserem Fortzuge aus Wiesdorf, vom Hinscheiden meiner Mutter, von meinem Leben in Breslau und von der Sehnsucht, die mich wieder einmal zurück in die Heimat geführt habe. Mit einem Herzen voll inniger Dankbarkeit und Verehrung und — ich glaube — mit ein paar Tränen in den Augen sagte ich ihm, wie glücklich ich sei, daß ich ihn noch einmal sehen und mit ihm sprechen dürfe, und daß ich ihn so gesund und frisch aufgefunden habe. Wir drückten einander nochmals die Hand, und er meinte, daß es immer eine seiner schönsten Lebensfreuden gewesen sei, wenn ihn Menschenkinder besuchten, die er einst in die heilige Religion eingeführt habe. Am längsten verweilte unsere Unterhaltung bei Eduard und seiner Mutter. Der

alte Herr sagte mit bewegter Stimme, daß ihn während seines ganzen Lebens noch nie etwas so erschüttert habe, wie die Verzweiflung des Sohnes über das Schicksal und den Tod der Mutter. Er äußerte sich über Eduard mit Worten des höchsten Lobes. Geschmerzt habe es ihn, daß Eduard in der Fremde recht viel von seinem Glauben verloren habe; aber der brave Junge sei, ohne es selbst zu wissen, dennoch ein Christ geblieben, an dem der allmächtige Gott gewiß sein Wohlgefallen habe. Er habe mit Eduard manchen Tag stundenlang über ernste Dinge gesprochen und dabei einen vollen Einblick in dessen Seele gewonnen. Auf meine Bemerkung, daß das verschwundene Geld wohl für immer verschwunden bleiben, und daß für die tote Mutter Rölle wohl nie der Tag der Ehrenrettung kommen werde, gab der Greis bedächtig zur Antwort, daß Gottes Wege wunderbar seien und daß auch den ärgsten Sündern durch himmlische Fügung die Gelegenheit geboten werde, die Seelen von Verbrechen zu reinigen. Komme solche Gelegenheit nicht früher, so komme sie doch während der Leiden, die dem Tode vorausgehen. —

In meinem Herzen brannte eine Frage und drängte sich auf die Zunge. Ich hatte mir vorgenommen, mit dem Herrn Pfarrer über die schreckliche Erscheinung vom vorhergegangenen Abend zu reden. Auf meinem Wege zur Kirche, im lichten Morgensonnenschein, war mir der Gedanke gekommen, daß die Gestalt an der Doppelbirke vielleicht gar keine Kindesmörderin, sondern ein abergläubisches, dummes Ding gewesen sei. Mir war eingefallen, daß in meiner Jugendzeit die Wiesdorfer Frauen und Mädchen ein Mittel wußten zur Vertreibung von Warzen, Hühneraugen, Flechten, Kröpfen und ähnlichen unangenehmen Hautauswüchsen. Das war ein Sympathiemittel. Man brauchte nur bei abnehmendem Monde, nach Sonnenuntergang, an ein fließendes Wasser zu gehen, dort den Wellen nachschauen und dabei unter bestimmten Gebetsformeln drei Strohhalmknoten sowie ein bißchen ausgekämmtes Haar in die Erde verscharren. Bedingung aber war, daß das fließende Wasser weit ab vom Dorfe sein mußte und daß man unterwegs von keinem Menschen gesehen und angeredet wurde. Wahrscheinlich — so dachte ich mir — lebte der abergläubische Brauch noch fort unter den Dorfbewohnern, und somit ließ sich mein wunderliches Abenteuer auf recht einfache und harmlose Art erklären. Trotz der naheliegenden Deutung und trotzdem ich an diese Deutung glaubte, regte sich eine Stimme in mir, die da meinte, daß das Weib vielleicht doch eine Kindesmörderin gewesen sei. Ich hielt es für eine Gewissenspflicht, mit dem Seelsorger darüber zu sprechen. Wenn sie eine Unglückliche war, die der Hülfe und des Trostes bedurfte, so gab es in einem solchen Falle keinen besseren Helfer und Tröster, als den Pfarrer Weiß.

Schweigend und mit größter Aufmerksamkeit hörte er auf meinen Bericht. Ich versuchte scherzhaft zu sprechen und über den Aberglauben der Frau zu spotten. Ein innerer Beweggrund, den ich nicht zu nennen weiß, veranlaßte mich zu verschweigen, daß ich anfänglich an ein schweres Verbrechen geglaubt und bis zum Morgen in diesem beängstigenden Glauben gelebt habe. Der Pfarrer blieb ernst. Meine Scherzversuche verfehlten die Wirkung auf ihn. Wir tauschten noch einige Bemerkungen über das Thema aus, und er schloß es mit den Worten: „Was es auch gewesen sein mag, — der Weg dorthin war ein Abweg“.

Wir sprachen von anderen Dingen. Der Pfarrer war nicht mehr so beredsam wie anfänglich. Er sah ermüdet aus, und es kam mir vor, als habe er nicht immer die Gedanken auf die Unterhaltung. In der Meinung, daß mein Geplauder zu anstrengend für den hochbetagten Herrn sei, erhob ich mich zum Abschied. Doch er bat mich zu bleiben und lud mich zu einer Spazierfahrt ein. Dankbar und glücklich willigte ich ein, und eine Viertelstunde später genoß ich die Ehre, neben dem hochwürdigen Greise in dem altmodischen, klapperigen Pfarrwagen zu sitzen. Zuerst kam mir diese Fahrt ein wenig seltsam vor, da ich doch von früher her wußte, daß es bei uns auf dem Lande nicht Sitte war, die Pferde zu Spazierfahrten zu benutzen; dann aber sagt' ich mir, daß der Herr Pfarrer wohl eine Ausnahme mache, weil ihm das Laufen schon zu schwer falle. Diese Annahme war irrig. Als wir zwischen Langdorf und Wiesdorf fuhren, vernahm ich aus dem Munde meines Begleiters, daß er nicht der warmen Frühlingsluft und der blühenden Fluren wegen hatte anspannen lassen. Ich erfuhr, daß mein Nachtabenteuer seinen Geist unablässig beschäftigte und daß er willens war, die Doppelbirke zu besuchen. Das Sprechen während der Fahrt strengte ihn sehr an, weil der Wagen unheimlich laut schlotterte. Auf seinen Wunsch veranlaßte ich den Kutscher Franz, einmal anzuhalten, und nun fragte mich mein Begleiter in der ihm eigenen gütig-milden Weise, ob ich ihm den großen Gefallen erweisen und mit ihm nach der Wiese fahren wolle. Er würde, sprach er, keine ruhige Minute mehr haben, wenn er nicht bald dorthin führe. Die Geschichte, die ich ihm erzählt habe, liege ihm immerfort im Sinn. Er entschuldigte sich, daß er mich nicht zum Frühstück eingeladen habe, und er bat mich, nach der Heimkehr mit ihm zu frühstücken. Ich mußte dem Kutscher den Weg ansagen, und da das Geschlotter und Gepolter bald wieder los ging, kam ich nicht dazu, dem Pfarrer meine große Befriedigung und Freude über seinen Entschluß auszusprechen.

Dom Kreuzbusch, wo der Wagen hielt, hatten wir nur noch ein kurzes Stück zu gehen. Ich gewahrte einen dunklen Gegenstand, und als wir die

Doppelbirke erreicht hatten, erwies er sich als ein schwarzer Handkorb. Neben dem Korb lag eine Kartoffelhacke, und deutlich sah man, daß an einer Stelle des Rasens gehackt worden war. Das alles waren Beweise dafür, daß mein banges Erlebnis auf Wahrheit beruhte und daß ich keineswegs das Opfer einer visionären Sinnestäuschung gewesen war. Mit aller Deutlichkeit trat die nächtliche Erscheinung wieder vor mein Bewußtsein; ich vernahm wieder den gräßlichen Schrei und sah wieder die todesängstliche Flucht des Weibes. Als der Pfarrer zum Korb hintrat, wich ich, auf einen grauenvollen Anblick gefaßt, bebend ein paar Schritte zurück. Er hob den Korb empor und fand darin ein geblühtes Kattuntuch. Weiter nichts. Kein totes Kind. Ich atmete auf.

„Es wird schon so sein, wie ich sagte, Hochwürden! Sie hat Strohhalmknoten und ausgekämmtes Haar verscharren wollen!“

„Das kann wohl sein“, erwiderte der Greis.

Nachdenklich betrachtete er die Zeugenschaft des rätselhaften Geschehnisses, und auch ich erging mich in schweisgsamer Betrachtung. Der Stiel der Kartoffelhacke war nur etwa anderthalb Fuß lang; wahrscheinlich hatte ihn die weibliche Person mit der Hacke verkürzt. Vergeblich sah ich mich im Grase nach Strohknotten und Haaren um.

„Wenn der Franz einmal herkommen könnte!“ sagte der Pfarrer.

Ich winkte dem Kutscher, der neugierig herüber blickte und dieses Winkes schon gewärtig zu sein schien. Schnell befestigte er die Zügel am Wagen und kam durch das hohe Gras herüber gelaufen.

„Ein Glück, daß wir für heut die ersten Menschen auf der Wiese waren!“ sprach ich. „Der Korb und die Hacke wären sonst weg gewesen.“

Der Pfarrer stimmte mir bei. Der Korb, sagte er, sei ihm rätselhaft. Eine Frau, die des einfältigen Sympathiemittels wegen am Abend spät den weiten Weg bis in diese Wieseneinsamkeit mache, habe nicht nötig, einen Korb mitzunehmen. Es sei nicht erwiesen, daß die Frau oder das Mädchen etwas einscharren wollte. Mit dem gleichen Recht könne man annehmen, daß hier etwas ausgescharrt werden sollte.

Franz hatte die Situation schnell begriffen. Einige Worte, die ich mit dem Pfarrer wechselte, gaben ihm den erwünschten Aufschluß, und rasch griff er zur Hacke. Mit den Worten: „Ma loan ju amoal noch-fahn“, begann er ohne Geheiß tüchtig zu hacken. Das Erdreich war hart und die Wurzeln der Gräser und Kräuter, sowie einige Baumwurzeln erschwerten ihm die Arbeit. Er bedauerte, daß man ihm nicht gesagt habe, was hier los sei, er würde dann ein Grabscheit mitgebracht haben. Aufmerksam verfolgten wir seine fleißige Tätigkeit und sahen, daß er auch ohne Grabscheit fertig wurde. Nach ein paar Minuten stieß er auf einen

harten Gegenstand, und bald darauf kam zu allgemeiner Überraschung ein Kästchen zum Vorschein.

„Ein Schatz — ein vergrabener Schatz!“ rief ich aus.

Ich stand wie vor einem Wunder. Begierig erwartete ich die Offenbarung eines großen, seltsamen Geheimnisses. Der Pfarrer hielt das Kästchen in den Händen, und ich betastete es. Es war von Eisen, aber nicht schwer. Der Rost und die Erde hatten es braun und schmutzig gemacht; stellenweise jedoch sah man noch die lichte Blechfarbe. Bei jeder Bewegung gab es ein klapperndes Geräusch, woraus wir schlossen, daß Geld darin enthalten sei. Unseres Erachtens konnte der Schatz nicht bedeutend sein. Wir wollten das Kästchen öffnen; doch der Deckel gab nicht nach, und so nahmen wir an, daß er verschlossen sei. Als jedoch Franz mit seinen gewaltigen Händen einen Versuch machte, sprang das Kästchen auf und — vor unseren Blicken tat sich ein Reichthum an Geld und Banknoten kund.

„Das gestohlene Geld aus der Brennerei!“ . . .

Ich weiß nicht, wer diesen Ausruf zuerst tat — der Pfarrer, oder Franz, oder ich. Aber alle wußten wir gleichzeitig, was für einen Fund wir gemacht hatten. Und alle wußten wir, ohne daß es ausgesprochen wurde, was die Entdeckung zu bedeuten hatte. Schweigend blickten wir einander an.

„Der Herr ist groß und gerecht!“ brach der Pfarrer das Schweigen.
„Er hat ein Wunder getan.“

Seine Lippen bewegten sich zu stillem Gebet. Das war ein Gottesdienst auf der blühenden Flur, bei dem ich in tiefster Seele erschauerte.

Meine Gedanken gingen über das Weltmeer und zugleich über ein Grab hinweg ins Jenseits. Sie flogen jubelselig zu Eduard Rölle hin und verkündeten ihm, daß der heiße Wunsch seines gramvollen Lebens erfüllt und die Zeit seines Schmerzes vorüber sei; sie verkündeten seiner toten Mutter, daß jetzt die Schmach ein Ende habe und daß ihr besudeltes Andenken so rein sei, wie der blaue glanz erfüllte Himmel über uns.

Das waren auch die Gedanken des Herrn Pfarrers. Seine Blicke waren feucht von Tränen. „Die Unschuld der toten Freundin ist erwiesen“, sprach er. „Wir wollen nicht traurig sein über ihr trostloses Ende; sie weilt im Paradiese und ist glücklich.“

Er gab die Kassette nicht aus den Händen und trug sie selbst zum Wagen. Wir fuhren heim.

(Schluß folgt.)

Umschau.

Oberschlesien im Januar 1905.

Rückblick auf die Börsen- und Wirtschaftslage im Jahre 1904. Börse und Handel im Januar d. J. — Oberschlesischer Kohlenversand. Konfordinagrupe. Neuabwehrgrube. Neue fiskalische Grubenanlage in Makoschau. — Oberschlesischer Eisenmarkt. Neues Stahlwerk in Julenhütte. Fusion der ober-schlesischen Eisenbahnbedarfs-Aktiengesellschaft mit den Huld-schinskywerken. Vereinigte Königs- und Laurahütte. Personalnachrichten aus der Berg- und Hüttenverwaltung. — Handwerkskammer für den Regierungsbezirk Oppeln. — Nebenbahn Kandrzin—Groß-Strehliß—Dossowska. Haltestelle Markowitz. Nebenbahn Polnisch-Neufirch—Bauerwitz. — Genossenschaftlicher, land- und forstwissenschaftlicher Kursus des „Schlesischen Bauernvereins“ in Neisse. Oberschlesischer Gartenbauverein in Gleiwitz. — freies Bildungswesen in Oberschlesien. — Oberschlesischer Musikverein. — Raudener Gedenktage. — Verein von Rittern des Eisernen Kreuzes in Oberschlesien. — Neue Kirchen in Oberschlesien. Brand der evangelischen Kirche in Pleß. — Schulwesen. Einweihung der neuen Schule III in Schwientochlowitz. Spende für den Schulhausneubau in Bauerwitz. — Kommunales. — Aus der Gesellschaft.



Wenn mit dem Monat Januar das neue Jahr beginnt, wenden wir unsere Blicke fragend und hoffend vorwärts. Indessen pflegt man auch einen Rückblick auf das vergangene Jahr zu tun. Für den einen war das Jahr 1904 ein schweres Jahr, das manche Enttäuschung gebracht hat; für den anderen war es ein Jahr der Freude und des ungetrübten Glücks, für den dritten ein Jahr, das beides, Freude und Leid, im Wechsel gebracht hat. In Bezug auf die Börsen- und Wirtschaftslage bot das Jahr 1904 im allgemeinen

ein freundliches Gesamtbild. Auf dem Gebiete unserer maßgebenden Industriezweige hatten schon im Jahre 1903 günstige Verhältnisse, wenn auch langsam und mit Unterbrechungen, Platz zu greifen begonnen; während des Jahres 1904 entwickelten sie sich weiter in befriedigender Weise. Allerdings erzitterten die Märkte in ihren Grundfesten, als am 8. Februar 1904 die Japaner durch einen kühnen Handstreich den großen Krieg mit Rußland eröffneten; es hatte kurze Zeit den Anschein, als ob sich eine schlimme Börsenkatastrophe vollziehen sollte. Aber bald beruhigten sich die Gemüter wieder, und der Markt erhielt wieder seine festen Grundlagen. Im deutschen geschäftlichen und gewerblichen Leben bedeutet das Jahr 1904 einen bemerkenswerten Meilenstein. Die schon früher begonnene Ära der Fusionen und Interessengemeinschaften auf dem Industrie- und Bankgebiet hat sich in starkem Maße und raschem Tempo fortgesetzt. Unsere wichtigsten Verbände haben sich bisher aufs Beste bewährt. Eine Haupterrungenschaft auf diesem Gebiete bildete der deutsche Stahlwerksverband, dessen weitere Ausbildung und Vervollkommenung in diesem Geschäftsjahre gelingen wird. Der gute Verlauf der Handelsvertragsverhandlungen läßt wohl auch ein weiteres Aufblühen unseres Handels erhoffen. Der Ausfuhrhandel bedarf einer weiteren Auffrischung, obwohl er auch im Jahre 1904 weitere Fortschritte zeigte. Für die Erleichterung des deutschen Wettbewerbs mit dem Auslande ist die Förderung der Produktionsfähigkeit eine wichtige Vorbedingung, ebenso die Verbesserung der Verkehrsverhältnisse. Auch in dieser Beziehung sind Fortschritte zu verzeichnen, deutsche Intelligenz und Tatkraft werden das übrige tun. — Auf dem Bankgebiet trat der Zug der Zeit nach Konzentration in Handel und Gewerbe ebenfalls in die Erscheinung. Auf dem Geldmarkte hat sich trotz des ostasiatischen Krieges und ungeachtet der Inanspruchnahme der Umlaufsmittel durch neue einheimische Staatsanleihen und Emissionen industrieller Natur fortgesetzt eine außerordentliche Geldflüssigkeit gezeigt.

Im Januar dieses Jahres zeigten Börse und Handel in Oberschlesien im ganzen und großen eine feste und zuversichtliche Haltung. Am Kohlenaktienmarkt bewirkte der Eintritt des scharfen Frostwetters eine Preisbesserung. Mit großer Spannung wurden die Nachrichten über die Streikbewegung im rheinisch-westfälischen Kohlenrevier verfolgt. Anfangs wollte man dem Beginn und der Ausdehnung dieses Streiks keine sonderliche Beachtung schenken; man war vielmehr der Auffassung, daß die Arbeitseinstellungen wieder schnell beendet sein werden, weil die Arbeiterkassen nicht über genügende Mittel zur längeren Durchhaltung eines Ausstandes verfügten. Doch erwies sich diese optimistische Auffassung nicht als berechtigt. Die Zunahme der Streikbewegung bewirkte ein starkes Angebot

in Kohlenaktien und einzelnen Hüttenaktien und demzufolge eine merkliche Abschwächung für die leitenden Werte dieser Gattungen. Der Geschäftsverkehr an den Börsen trug den Stempel der vorsichtigen Zurückhaltung. Der obereschlesische Kohlenversand erfuhr eine wohl noch nie erreichte Steigerung. Die Bestände auf den obereschlesischen Gruben fanden eine so rasche Abnahme, daß sogar die eisernen Bestände angegriffen werden mußten. Die Verladung der Kohle war eine so starke, daß täglich bis 15 Lastzüge mehr abgelassen wurden als bei gewöhnlichem Verkehr. Der Eisenbahndirektion Kattowitz wurden 12 Lokomotiven und gegen 200 Zugbeamte aus der Direktion Essen überwiesen, wo eine große Anzahl von Güterzügen infolge des Kohlenarbeiterausstandes wegfielen, so daß das Personal und das Fahrmaterial verfügbar wurden. Ende des Monats zeigten sich auch schon in Oberschlesien die ersten Anzeichen einer Streikbewegung unter den Bergarbeitern.

Den tiefsten Schacht in Oberschlesien hat jedenfalls die Konfordia-grube bei Zabrze aufzuweisen. Das in der 580 m-Sohle erschlossene Andreasflöz konnte bereits angefahren werden. Die Bohrungen sind bis 800 m fortgesetzt und wiederum abbauwürdige flöze unter günstigen Gebirgsverhältnissen gefunden worden. Auch die Neuabwehrgrube in Mikultschütz soll zur Förderung eingerichtet werden und durch ein Zweiggleis Bahnverbindung erhalten. Die unterirdische Verbindung der Neuabwehrgrube mit der Konfordia-grube wird eifrig fortgesetzt. Im Mafoschauer Walde wird eine neue fiskalische Grubenanlage errichtet. Der Bergfiskus wird einen Teil des Waldes abholzen lassen, um ausreichend Bauplätze zum Bau von Arbeiter- und Beamtenwohnhäusern zu gewinnen.

Die Besetzung der Grob- und Universalwalzwerke nahm zu, die Schienenwalzwerke erfreuten sich eines flotten Auftrageinganges in allen Profilen, in feldbahnschienen nahm die Kauflust weiter zu. Auf dem Walzröhrenmarke machte die Besserung Fortschritte. Der Arbeitsstand hielt sich in ausreichender Höhe. Der Grobblechmarkt und der Feinblechmarkt zeigten keine wesentliche Veränderung; die Nachfrage und die Besetzung waren befriedigend, doch erfuhr die Preislage eine Abschwächung. Die Drahtwerke waren gut besetzt. Auf dem Roheisenmarkt wurde die Bewegung lebhafter. In den obereschlesischen Maschinenfabriken ließ der Beschäftigungsgrad zu wünschen übrig; man klagte über Mangel an Aufträgen auf neue Maschinen, so daß sich in einzelnen Fabriken eine Einschränkung des Betriebes nicht vermeiden ließ; hierbei handelt es sich wahrscheinlich nur um eine vorübergehende Erscheinung. Die Lieferung von Kleineisenzeugfabrikaten nach Rußland hat stark zugenommen; besonders stark begehrt wurden Eischen,

Bolzen, Schrauben, Huf- und Winkeleisen. — Der Bau des Stahlwerks in Julienhütte bei Bobref (Caro Hegenscheidt) hat begonnen. Die Anlage erfolgt im größeren Stile für die Herstellung von Universalwalzstahl, Schienen, Trägern, Stahlblechen, Rädern, Achsen und Façongußstahl. Die technische Leitung des neuen Werkes ist dem Hüttendirektor Benzmer in Kattowitz übertragen worden. Der Fusionsvertrag der oberschlesischen Eisenbahnbedarfs-Aktiengesellschaft mit den Hulschinskywerken ist beiderseitig genehmigt worden; ferner beschloß die erstere die Erhöhung des Aktienkapitals um 20 Millionen Mark. Nicht sehr befriedigend lautete der in der Sitzung des Aufsichtsrats am 31. Januar erstattete Bericht der Direktion der Vereinigten Königs- und Laurahütte über die Ergebnisse des ersten Halbjahres des Geschäftsjahres 1904/05. Der bilanzmäßige Bruttogewinn stellte sich nach Deckung aller Unkosten einschließlich der Obligationenzinsen der Anleihen auf 3381 039 Mark, somit gegen den gleichen Zeitraum des Vorjahres um 483 185 Mark niedriger. Der Kohlenabsatz litt während der ersten vier Monate durch die infolge der großen Dürre hervorgerufene Unterbrechung der Oderschiffahrt, welche das schlesische Kohlengeschäft schwer schädigte. Erst mit Schluß Oktober traten wieder die gewohnten Absatzverhältnisse ein, ohne daß es jedoch gelang, die Einbuße des Sommers auszugleichen, da der milde Winter hierzu keine Gelegenheit bot, ein Teil der Konsumenten schlesischer Kohle auch ihren Brennmaterialbedarf für den Winter bereits durch Braunkohlenbriketts oder englische Steinkohle gedeckt hatte. Der Gesamtkohlenabsatz blieb gegen das Vorjahr um 50 000 Tonnen zurück. Die weitere Verschlimmerung der Zustände in Rußland gab zu einer Abschwächung des Betriebes der Katharinahütte Anlaß; deren Produktion blieb im ersten Halbjahr gegen das Vorjahr um 1161 Tonnen, d. i. um 8 %, zurück. Auch die Preise verhielten sich rückgängig, besonders in dem ganz darniederliegenden Dachblechgeschäft. Auf den schlesischen Hütten konnte dagegen auch in diesem Halbjahr noch eine mäßige Erhöhung der Produktion um 1500 Tonnen gegen das Vorjahr erzielt werden, wobei die nicht syndizierten Walzeisensorten, namentlich grobes und feines Walzeisen, eine Preiserhöhung um 3,7 bzw. 5,9 Mark pro Tonne erfuhren. Trotzdem stellte sich der Durchschnittserlös der schlesischen Walzwaren um 4,2 Mark niedriger als im Vorjahr, teils durch die Abrechnungsmethode des Stahlwerksverbandes, welcher den beim Verkauf erzielten Gewinn von den Produkten der Gruppe A erst am Schluß seines Geschäftsjahres — Ende März — an die Verbandsmitglieder ausschüttet, zum Teil aber auch durch die schweren Schäden, welche der Blechmarkt unter der Herrschaft der beiden jetzt aufgelösten Blechverbände erlitt.

Gleichzeitig seien hier noch verschiedene Personalsnachrichten aus der Berg- und Hüttenverwaltung gebracht. Der Charakter als Geheimer Bergrat ist dem Generaldirektor Bergrat Bernhardi in Jalenze verliehen worden. Ernannt wurden die Bergassessoren Mann und Wawerda zu Berginspektoren bei den Berginspektionen I in Königshütte bezw. II in Zabrze, der Berginspektor von Velsen zum Bergwerksdirektor bei der Berginspektion IV in Kurow, der Kassenkontrollleur, Faktor Peschke, unter Verleihung des Titels Oberschichtmeister zum Rendanten, Schichtmeister Blume zum Kassenkontrollleur der Hüttenbetriebskasse in Gleiwitz. Übertragen wurde dem Berginspektor Stuß vom Steinkohlenbergwerk Sulzbach bei Saarbrücken die auftragsweise Leitung des Handelsbureaus bei der Bergwerksdirektion in Zabrze, dem Berginspektor Dr. Brunzel vom Bergrevier Dortmund III die Verwaltung der Bergwerksinspektorenstelle bei der Berginspektion II in Zabrze, dem Schichtmeister Linke die Materialienverwaltung bei der Königl. Hütte in Gleiwitz. Versetzt wurde der Berginspektor Stoevesandt von Zabrze nach Dortmund. Die Handelskammer für den Regierungsbezirk Oppeln hielt am 5. Januar in Oppeln unter dem Vorsitz des Seifenfabrikanten Scholz ihre Vollversammlung ab, an der 17 Kammermitglieder und 8 Mitglieder des Gesellenausschusses teilnahmen; als Vertreter der Regierung erschien Regierungsrat Kilburger. Kammer Syndikus Grieger erstattete den Geschäftsbericht für das Jahr 1904. Es fanden im ganzen zwei Vollversammlungen, 9 Vorstandssitzungen und je eine Ausschußsitzung für das Lehrlingswesen und das Rechnungswesen statt. Das Tagebuch wies 7100 Ein- und Ausgänge nach, die Zahl der beantworteten Briefe betrug 3800. Die allgemeine Lage des oberschleifischen Handwerks war befriedigend. Im Kammerbezirk sind 26000 Handwerksbetriebsstellen vorhanden. Die Gesamthöhe der von selbständigen Meistern entrichteten Einkommensteuer betrug rund 370000 Mark. Im Berichtsjahr sind 2 neue Prüfungsausschüsse gegründet worden, die Gesamtzahl derselben beträgt 594, so daß im Durchschnitt auf 6 Lehrlinge ein Prüfungsausschuß entfällt. Prüfungen wurden 546 abgehalten, 238 Lehrlinge haben die Prüfung bestanden. 173 Meister haben die Meisterprüfung bestanden, während 16 zurückgewiesen werden mußten. Der Kammerbezirk hat 16 Lehrlingsheime. An den Buchführungskursen haben 170 Gesellen teilgenommen; die bisherige Gesamtzahl der Meister, welche an dem Buchführungskursus teilgenommen haben, beträgt über 1500. Während des Berichtsjahres wurden 11 neue Innungen gegründet, 9 Zwangs- und 2 freie Innungen. Fachkurse wurden nicht abgehalten. In neuerer Zeit wenden sich auch Söhne besser situierter Eltern, sogar Inhaber des Befähigungsnachweises zum Einjährigfreiwilligendienst dem Handwerksstande zu und treten als Lehr-

linge bei Handwerksmeistern ein. 48 Lehrlingen wurde ein Teil ihrer Lehrzeit insolge eifrigen Lernens und dadurch früher erreichter Vollkommenheit im Handwerk erlassen. Auch in der Gründung von Genossenschaften war die Kammer tätig; im Bezirk befinden sich 15 Handwerkskreditgenossenschaften, 7 Rohstoffgenossenschaften und 1 Kreditgenossenschaft. Dem Submissionswesen hat die Kammer besondere Aufmerksamkeit geschenkt und einzelne Behörden ersucht, solche Submittenten, die Schleuderpreise bieten, nicht zu berücksichtigen. Der Vorstand der Handwerkskammer war auch hinsichtlich des Hausierwesens, des Ausverkaufswesens und anderer auf das Gebiet des unlauteren Wettbewerbes übergreifenden Angelegenheiten stets im Interesse des Handwerks tätig und nahm nötigenfalls sogar die Hülfe des Gerichts in Anspruch. Der Kassenbericht, welchen Herr Clausnitzer-Siemianowitz erstattete, wies eine Einnahme von 83 109,22 Mark, eine Ausgabe von 75 850,54 Mark und somit einen Bestand von 7258,68 Mark nach. Der Haushaltsplan für 1905 wurde mit 40 500 Mark in Einnahme und Ausgabe genehmigt. Über die von den Herren Scholz-Woppeln, Metzner-Neustadt und Specht-Grottkau im vorigen Jahre unternommene Instruktionsreise nach Österreich zum Studium des dortigen Genossenschaftswesens berichtete Herr Specht.

Für Vermehrung der Verkehrsmittel in Oberschlesien wird fortgesetzt Sorge getragen. Die Nebenbahn Kandrzin—Groß-Strehlitz—Vossowska war, insoweit sie die Kreise Cosel und Groß-Strehlitz berührt, anfänglich so geplant, daß sie von Kandrzin in nordwestlicher Richtung die Ortschaften Raschowa—Kofitsch, Leschnitz und Eichina berühren und über Scharnosin und Poppitz nach Groß-Strehlitz gelangen sollte. Nun ist der russisch-preussische Bahnübergang bei Herby hergestellt. Deshalb soll eine möglichst direkte Verbindungslinie Vossowska—Kandrzin geschaffen werden, die später als Vollbahn ausgebaut werden kann. Die drei Eisenbahnbrücken über die Kłodnitz bei Kandrzin werden entsprechend verbreitert werden; von da aus wird die neue Bahnlinie in grader Richtung nach Nordosten geführt werden, zwischen den Ortschaften Czissowa, Salesche, Poppitz, Klutschau, Olshowa linksseitig und den Orten Miesze, Slawentitz, Kaltwasser und Schironowitz rechtsseitig. Auf diese Weise wird Slawentitz einen zweiten, erheblich näher gelegenen Bahnhof erhalten. — Zwischen den Stationen Mendza und Ratibor ist die Haltestelle Markowitz für den Übergangsverkehr von und nach der Kleinbahn Gleiwitz—Rauden—Ratibor eröffnet worden. Für die Nebenbahn von Polnisch-Neukirch nach Bauerwitz ist in Ratibor eine Bauabteilung errichtet worden, zu deren Vorstand der Regierungsbaumeister Briegleb bestellt wurde.

Auf dem Gebiete der Landwirtschaft ist eine Einrichtung des „Schlesischen Bauernvereins“ in Neisse hervorzuheben. Derselbe veranstaltete vom 16. bis 20. Januar einen genossenschaftlichen, land- und forstwissenschaftlichen Kursus, an dem sich nicht nur Vereinsmitglieder, sondern auch Nichtmitglieder beteiligten. Der Kursus stand unter Leitung des Vereinspräsidenten, Reichsgrafen von Oppersdorf-Oberglogau. Dieser hielt die Eröffnungsrede, in der er auf den guten Zweck des Kursus hinwies und zum Schluß den Wunsch ausdrückte, daß der Kursus für alle Teilnehmer von Erfolg sein möge, daß das Gelernte von ihnen aufs Land hinausgetragen werde und Anwendung finde zum Besten des ganzen Bauernstandes. Darauf hielt Landtagsabgeordneter Pfarrer Stull-Polnisch-Wette den ersten Vortrag über den Aufbau und die Gruppierung des landwirtschaftlichen Vereins- und Genossenschaftswesens in Deutschland im allgemeinen und in Schlefien im besonderen. An den folgenden Tagen erfolgte sachgemäße Unterweisung in allen wichtigen Fragen. Vor Beendigung des Kursus fand noch eine freie Diskussion über das Gehörte statt. Der oberschlesische Gartenbauverein mit dem Sitz in Gleiwitz beging am 16. Januar sein 25 jähriges Bestehen. Nach der Generalversammlung fand die eigentliche Feier statt, die mit einem Festessen begann. Nach dem Kaiserhoch wurden folgende Herren zu Ehrenmitgliedern proklamiert: Kunst- und Handelsgärtner Kintscher-Kattowitz, fürstlicher Hofgärtner Rosenkranz-Slawentzitz und Weingroßkaufmann Tropowitz-Gleiwitz. Zu den vielen Gratulanten, welche ihre Glückwünsche brieflich oder telegraphisch sandten, zählte auch Oberbürgermeister a. D. Kreidel-Charlottenburg. Der Verein wurde am 4. Januar 1880 gegründet. Derselbe zählt heute 5 Ehren- und 65 aktive Mitglieder. Der Verein hat während der 25 Jahre eine Reihe von Gartenbauausstellungen an verschiedenen Orten Oberschlesiens veranstaltet und dadurch Verständnis und Liebe für den Gartenbau im Laienpublikum geweckt und auch den Fachleuten durch Vorträge, Ausflüge u. s. w. viel Anregung gegeben. Den gemeinnützigen Bestrebungen des Vereins haben Staats- und Kommunalbehörden sowie die größeren industriellen Verwaltungen ihr Interesse zugewendet und das Unternehmen tatkräftig unterstützt. Der Verein kann mit Befriedigung auf die 25 Jahre seines Bestehens zurückblicken.

Das Bildungswesen wurzelt tief im Bedürfnisse des Deutschen, und so hat sich denn in den letzten Jahren die freiwillig übernommene Bildungsarbeit auch in Oberschlesien zu einer beachtenswerten Höhe emporgeschwungen. Diese Bildungsarbeit liefert einen Maßstab für die Kultur des Volkes. Dem freien Bildungstrieb entsprangen die Volks- und Jugendbibliotheken, Elternabende, Volksunterhaltungsabende, wissenschaftlichen Vorträge u. s. w.

Der Zweck all dieser Veranstaltungen, die im ganzen und großen von gutem Erfolge begleitet sind, besteht darin, der Bevölkerung Bildungstoff und Bildungsmittel zuzuführen, um sie in höherem Maße zu befähigen, ihre Aufgaben in Staat, Gemeinde und Gesellschaft zu erfassen und zu erfüllen. Der Jahresbericht der Volksbibliothek Bobref-Julienhütte für 1904 gewährt ein erfreuliches Bild. Der Bücherbestand erfuhr eine Vermehrung um 1228 Bände und betrug bei Beginn des neuen Jahres 3600 Bände. Die Bücherei hat sich sehr gut bewährt; die Erfahrungen, die bezüglich der Besucher der Bibliothek und bezüglich des gewünschten Lesestoffes gemacht worden, sind recht erfreulicher Natur. Benutzt wurde die Bibliothek im vergangenen Jahre von 225 Personen; sie war an 145 Ausgabtagen durchschnittlich täglich von 43 Personen besucht; ausgeliehen wurden durchschnittlich an jedem Ausgabtage 129 Bücher. Jedes Buch aus der Bibliothek wurde durchschnittlich 5 mal gelesen.

Die volkstümlich-wissenschaftlichen Vorträge, welche in den verschiedenen ober-schlesischen Städten gehalten werden, erfreuen sich regen Zuspruchs. In Beuthen hielt der Geheime Justizrat Professor Dr. Leonhard aus Breslau mehrere Vorträge, am 15. Januar sprach er über Erb- und Familienrecht. In Königshütte hielt Professor Dr. Siebs-Breslau einige Vorträge; das erste Mal behandelte er „den Wortschatz der deutschen Sprache“, das zweite Mal (am 30. Januar) „die Anfänge der deutschen Liebeslyrik“. Recht fördernd wirken auf kulturellem Gebiet auch die Bürgervereine. Der Kattowitzer Bürgerverein beispielsweise macht sich durch Veranstaltung von Volksunterhaltungsabenden, durch Unterstützung der Ferienkolonien und Verabfolgung von warmem Frühstück an mittellose Kinder außerordentlich verdient. Der Verein zählt 187 Mitglieder. Den Vorstand bilden Stadtverordneter Gerdes als I. Vorsitzender, Stadtrat Dame als II. Vorsitzender, ferner die Herren Dr. Hack, Sauber, Guttmann, Callenberg und Brauer. — Die vom Deutschen Flottenverein und dessen Ortsgruppen veranstalteten Vorträge mit kinematographischen Vorführungen erreichen ihren guten Zweck in unverkennbarem Maße.

Ein selten schönes Konzert veranstaltete am 4. Januar der ober-schlesische Musikverein im Redensaale zu Königshütte. Bei diesem Konzerte wirkten 120 ausgesuchte Kräfte ober-schlesischer Kapellen. Als Dirigenten traten folgende Herren auf: Professor Meister-Kattowitz und die Kapellmeister Grimm-Königshütte, Schütze-Bismarckhütte, Herrmann-Ruda. Außerdem wirkte die Sängerin Fräulein Pfeiffer-Breslau mit, deren Begleitung teils durch das Orchester, teils durch Kapellmeister Murot am Klavier ausgeführt wurde. Der 7. Januar war für Rauden

und für diejenigen, welche sich für die früheren polnischen Lieder Oberschlesiens interessieren, ein Gedenktag. Am 7. Januar waren 40 Jahre verflossen seit dem Tode des Herzoglichen Hofrats, Sanitätsrats Dr. Julius Roger in Rauden. Er wurde auf der Jagd vom Schläge getroffen. Roger hat sich dadurch einen Namen gemacht, daß er die polnischen Volkslieder der Oberschlesier sammelte, wovon 546 mit etwa 300 Melodien bei H. Skutsch in Breslau im Jahre 1863 in einem starken Bande erschienen sind. Roger war mit dem Dichter Hoffmann von Fallersleben gut befreundet, und dieser hat einen Teil der Lieder ins Deutsche übersetzt. Dr. Roger war auch als Entomologe bekannt, ebenso ließ er sich das Studium der Formiciden angelegen sein. Dem Verstorbenen zu Ehren trägt das Rybniker Krankenhaus den Namen Juliuskrankenhaus, zu dem er den ersten Fonds gestiftet hat. Für Rauden bringt das Jahr 1905 noch zwei andere Gedenktage. Im Jahre 1805, also vor 100 Jahren, marschierten zwei große russische Heerescolonnen unter dem Kommando des Generals von Buchhorden durch Rauden nach Österreich, um dem Kaiser Franz II. gegen Napoleon Hilfe zu bringen. Und im Jahre 1705, also vor 200 Jahren legte der Abt Bernhard II. die Brettmühle in Klein-Rauden an, die trotz mancher Veränderungen während des 200 jährigen Bestehens noch heute in Klein-Rauden unter dem Namen „Quid-ad-te“ besteht. — Am 15. Januar 1905 fand in Kattowitz die Generalversammlung des Vereins von Rittern des Eisernen Kreuzes in Oberschlesien statt. Aus dem Geschäftsbericht für 1904 sei folgendes entnommen: Die Mitgliederzahl beträgt, nachdem 2 von den Rittern während des vergangenen Jahres zur ewigen Ruhe gebettet worden sind, 96. Der Verein hielt 4 Versammlungen ab, nämlich 1 Generalversammlung und 3 Vierteljahrsversammlungen. Die Versammlung im Juli v. J. fand im Südpark von Kattowitz statt, wo der neue Bismarkturm besichtigt und bestiegen wurde. In der Versammlung am 9. Oktober hielt Justizrat und Oberleutnant Sachs einen äußerst interessanten Vortrag über seine Erlebnisse während des Feldzuges 1870/71.

Dem kirchlichen Bedürfnis in Oberschlesien wird durch Neubau von Gotteshäusern Rechnung getragen. Die neue katholische Kirche in Sudol, Kreis Ratibor, ist so gut wie vollendet. Die Konsekration der neuen Kirche wird voraussichtlich am 25. Mai d. J. durch Kardinal Kopp erfolgen. Die evangelische Gemeinde von Ratibor plant den Neubau einer Kirche auf dem an der Hohenzollernstraße erworbenen Grundstück. Zu den Kosten des Neubaus der evangelischen Kirche in Kandrzin, Kreis Cosel, ist ein Gnadengeschenk von 4000 Mark bewilligt worden, und zum Bau einer evangelischen Kapelle in Gräfenort, Kreis Oppeln, ein solches von 7500 Mark.

Von einem schweren Schläge wurde die evangelische Kirchengemeinde in Pleß betroffen. Am 24. Januar brach abends nach 11 Uhr im Turme der evangelischen Kirche infolge Unvorsichtigkeit eines Lehrlings beim Läuten der Abendglocke Feuer aus, welches das Gotteshaus völlig in Asche legte und das anstoßende Rathaus, das noch gerettet werden konnte, ziemlich stark beschädigte. Über die Geschichte der Pleßer evangelischen Kirche wird folgendes berichtet: Seit 1628 bezw. 1654 hatten die Evangelischen von Pleß und Umgegend kein Gotteshaus; sie mußten, wenn sie in die Kirche wollten, nach Kreuzburg oder Löwen und seit 1709 nach Teschen. Endlich erwirkte am 8. Dezember 1742 der Standesherr von Pleß, Graf Erdmann von Promnitz, vom Könige Friedrich dem Großen die Genehmigung zum Bau eines evangelischen Bethauses in Pleß. Als Prediger wurde Andreas Mechal, der aus Steuberwitz bei Leobschütz gebürtig und bisher Prediger an der Teschener Gnadenkirche war, nach Pleß berufen. Am 26. Oktober 1743 legte Graf Erdmann von Promnitz eigenhändig den Grundstein zum Gottes- hause sowie zum Pfarr- und Schulgebäude. Im Frühjahr 1744 begann der eigentliche Bau, der nach zwei Jahren vollendet war. Am 7. August 1746 fand die feierliche Einweihung des Gotteshauses und der Nebengebäude statt. Als aber Pleß am 8. August 1748 von einer großen Feuersbrunst heimgesucht wurde, brannten auch Kirche, Pfarre und Schule nieder. Graf Johann Erdmann von Promnitz baute die Gebäude an derselben Stelle wieder auf. Als am 7. August 1846 das 100 jährige Bestehen der Kirche gefeiert wurde, erfuhr diese im Inneren und Äußeren die Munificenz des Durchlauchtigsten Kirchenpatrons in reichem Maße. Im Jahre 1860 erhielt die Kirche einen Turm. Der Bau mußte als Hängewerk hergestellt werden. Zu dem am 7. August 1896 gefeierten 150 jährigen Bestehen des Gottes- hauses wurde dieses gründlich renoviert und innen reich und schön ausgestattet; damals wurde auch eine neue, von der firma Schlag & Söhne in Schweidnitz erbaute Orgel für 7000 Mark aufgestellt. Die Kirche war kein großes, aber ein außergewöhnlich schönes Gotteshaus, in welchem die hochseligen Kaiser Wilhelm I. und Friedrich III., der jetzige Kaiser Wilhelm II. und auch schon der Kronprinz Wilhelm geweiht hatten. Vom Inventar konnte manches gerettet werden; der Stuhl, auf welchem die genannten hohen Herren gesessen haben, verbrannte leider.

Die rasche Zunahme der Bevölkerung in Oberschlesien fordert in Bezug auf das Volksschulwesen energische und fortgesetzte Fürsorge seitens der Staatsregierung und der Kommunen. In Schwientochlowitz wurde ein großes 12 klassiges Volksschulgebäude für 70 000 Mark erbaut; die Kosten wurden in der Weise aufgebracht, daß der Guts herr Fürst von Donnersmarck 23 300 Mark und die Gemeinde 24 700 Mark beigetragen haben; außer-

dem wurden 2 Beihilfen gewährt, von der Kreisverwaltung 3000 Mark und aus den freilugelderfonds 19 000 Mark. Das neue Gebäude, das die Bezeichnung „Schule III“ erhalten hat, ist im schlichten, doch geschmackvollen Baustil gehalten und im Rohbau ausgeführt. Die Front zeigt 6 dreiteilige Fenster und 2 einfache Fenster im Mittelbau; der Giebel des Mittelbaues ist treppenförmig abgedacht. Der Hof bietet den Schülern viel Platz für Bewegung und Spiel. Die feierliche Einweihung der neuen Schule III fand am 9. Januar statt. Auch die Stadt Bauerwitz wird den Neubau eines Schulhauses vornehmen; zu den Kosten desselben hat Stadtpfarrer und geistlicher Rat Kluger 3000 Mark gespendet.

In kommunaler Beziehung sei zunächst hervorgehoben, daß in Kattowitz in der am 19. Januar unter dem Vorsitz des Stadtverordnetenvorstehers Berliner stattgefundenen Stadtverordnetenitzung der Vorsteher über die Tätigkeit der Versammlung während des abgelaufenen Jahres 1904 berichtete. Es haben 22 Sitzungen mit ziemlich gutem Besuch stattgefunden; insgesamt wurden 281 Sachen der Versammlung zur Erledigung überwiesen. Die Gemeindevertretung von Zabrze hat im abgelaufenen Jahre in 15 Sitzungen 183 Sachen erledigt, der Gemeindevorstand in 22 Sitzungen 327 Sachen. Die Gemeindevertreter von Schwientochlowitz haben in 14 ordentlichen Sitzungen und einer außerordentlichen Sitzung 63 Vorlagen erledigt. In Falkenberg fanden im vergangenen Jahre neun Stadtverordnetenitzungen statt, in denen 59 Vorlagen ihre Erledigung fanden. Falkenberg beabsichtigt übrigens, statt der Petroleumbeleuchtung eine andere und bessere Beleuchtung einzuführen. Die im Kreise Beuthen gelegene Landgemeinde Ober-Lagiewnik und Mittel-Lagiewnik und der Gutsbezirk Mittel-Lagiewnik werden mit königlicher Genehmigung vom 1. April d. Js. ab zu einer Landgemeinde vereinigt, die den Namen „Hohenlinde“ führen wird. Die Stadt Groß-Strehlitz hat den Grafen von Tschirschky-Kenard zum Ehrenbürger ernannt. In Beuthen wurde vor 3 Monaten eine Polizeischule ins Leben gerufen, welche 63 Polizeibeamte besuchten. Als Lehrer wirkten Stadtrat Schmidt aus Königshütte, Polizeirat Mädlar und Polizeieinspektor Bender aus Beuthen. Am 5. Januar fand die Abschlußprüfung statt, welcher auch Stadtrat Dr. Friedel aus Kattowitz als Gast bewohnte. Dieselbe fiel zur allgemeinen Zufriedenheit aus. Da sich diese Polizeischule bewährt hat, so werden voraussichtlich öfter solche Kurse abgehalten werden. In Königshütte hat sich ein böser Gast, die Genickstarre, eingefunden und verhältnismäßig viele Opfer gefordert; auch in einigen Ortschaften der Umgegend tritt diese Krankheit vereinzelt auf. Die Behörden haben alle nur möglichen Maßnahmen zur Verhinderung einer Weiterverbreitung dieser Krankheit getroffen.

Über Vorkommnisse innerhalb der Gesellschaft Oberschlesiens heben wir nachstehendes hervor. Der Charakter als Wirklicher Geheimer Ober-Regierungsrat mit dem Range der Räte erster Klasse ist dem Kurator der Ritterakademie in Liegnitz, Mitglieder des Herrenhauses, Majoratsbesitzer Grafen von Kospoth auf Briesa, der Charakter Geheimer Regierungsrat dem Landrat von Alten in Groß-Strehlitz verliehen worden. Komtesse Margarete von Seherr-Thoß, einzige Tochter des Grafen Roger von Seherr-Thoß und seiner Gemahlin Thilda, geb. Gräfin von Saurma-Jeltsch, hat sich mit dem Grafen von Hunyadi aus Ungarn verlobt. Anlässlich des Ordensfestes erhielten Auszeichnungen: den Roten Adlerorden III. Klasse mit der Schleife: Oberst und Regimentskommandeur Hammer in Cosel, Oberst und Regimentskommandeur Rost in Gleiwitz, den Kronenorden II. Klasse der Präsident der Eisenbahndirektion Haassengier in Kattowitz, den Kronenorden III. Klasse der Oberstleutnant und Kommandeur des feldartillerieregiments 37 Berndt in Neustadt O.S., Oberstleutnant und Bezirkskommandeur Grieben in Beuthen, Oberstleutnant und Regimentskommandeur Hänisch in Gleiwitz, Oberpostdirektor Hüttenheim in Oppeln, Ökoniekommissionsrat a. D. Wellmann in Kreuzburg, der Rittergutsbesitzer, Kammerherr, Mitglied des Herrenhauses und Landesälteste Graf Seherr-Thoß auf Dobrau im Kreise Neustadt O.S. und Hugo von Ruffer in Rudzinitz, Kreis Gleiwitz, Mitglied des Provinzialrats von Schlesien; den Roten Adlerorden IV. Klasse der Landesälteste Gustav von Ruffer in Kokoschütz; die Rote Kreuzmedaille III. Klasse die Frau Forstkassenrendant Anna von Knappstaedt geb. Langer in Rybnik, der Stabsarzt a. D., praktischer Arzt Martin Lorenz in Scharley, der Knappschaftsarzt Dr. Eugen Radlik in Laband, Kreis Gleiwitz, der Bürgermeister Reinhold Kremser in Cosel, der Redakteur Joseph Neise in Neisse. Zum Direktor des Königl. katholischen Gymnasiums in Groß-Strehlitz wurde Gymnasialdirektor Seidel aus Sagan ernannt, Gymnasialdirektor Dr. Oskar May in Oppeln ist von Ostern d. J. ab nach Glasz versetzt. Geistlicher Rat, Erzpriester Philippi in Lonkau, Kreis Pless, ist zum fürstbischöflichen Kommissarius des Kommissariats Pless ernannt, Erzpriester Schmidt in Kattowitz zum Geistlichen Rat. Am 15. Januar wurde der neue Seelsorger der evangelischen Gemeinde in Krappitz, Pastor Edmund Schmidt, durch den Superintendenten Wahn aus Oppeln feierlich in sein Amt eingeführt. Am 11. Januar feierte der bekannte verdienstvolle Bienenzüchter Dr. Dzierzon in Lomkowitz, Kreis Kreuzburg, seinen 95. Geburtstag; bis 1869 war er katholischer Geistlicher. Am 3. Januar starb Kommerzienrat Wilhelm Figner in Laurahütte; in ihm hat Oberschlesien einen Großindustriellen

verloren, der es durch Fleiß und Intelligenz verstanden hat, die von seinem Vater im Jahre 1869 gegründete Kesselschmiede aus kleinsten Anfängen zu einem Fabrikunternehmen auszubauen, das sich jetzt wegen seiner Leistungsfähigkeit und wegen der Gediegenheit der Fabrikate eines Weltrufs erfreut. Die Dampfziegelei, Blechschweißerei und mechanische Werkstätte von W. Fitzner beschäftigen über 400 Arbeiter. Der Verstorbene erfreute sich in seiner oberschlesischen Heimat großen Ansehens.

Chronik.

- 9. Januar.** Feierliche Einweihung der neuen zwölfklassigen Schule III in Schwientochlowitz.
- 16. Januar.** Der am 4. Januar 1880 gegründete oberschlesische Gartenbauverein mit dem Sitz in Gleiwitz begeht sein 25. Stiftungsfest.
- 16.—20. Januar.** Der „Schlesische Bauernverein“ in Neisse veranstaltet einen genossenschaftlichen, land- und forstwirtschaftlichen Kursus.
- 24./25. Januar.** Die evangelische Kirche in Pleß wird durch einen Brand vollständig zerstört.
- 31. Januar.** Eröffnung der zwischen Mendza und Ratibor gelegenen Haltestelle Markowitz für den Übergangsverkehr von und nach der Kleinbahn Gleiwitz—Rauden—Ratibor.
-